



Università  
Ca' Foscari  
Venezia

Corso di Laurea  
in Lingue e letterature europee, americane e  
postcoloniali

Tesi di Laurea

# “Der fernste Ort von Daniel Kehlmann”: Übersetzung ins italienisch und Kommentar

Teil 1: Einführung zu Kehlmanns Erzählung *Der fernste Ort*  
Teil 2: Daniel Kehlmann, *Il Luogo più lontano* - Traduzione italiana

**Relatore**

Prof.ssa Beatrix Ursula Betti Faber

**Correlatore**

Prof.ssa Stefania Sbarra

**Laureando**

Arianna Reffo  
Matricola 837434

**Anno Accademico**

2017 / 2018

## Inhaltsverzeichnis

I.	Teil 1: Einführung zu Kehlmanns Erzählung <i>Der fernste Ort</i> .....	3
1.	Zur Einleitung: Daniel Kehlmann als Schriftsteller – Biographische Skizze, literarische Anfänge und frühe Rezeption.....	3
2.	„ <i>Botschaften gibt es in guter Literatur ohnehin nicht</i> “: Zu Kehlmanns Poetik und Literaturverständnis.....	6
2.1	Gebrochener Realismus: Zwischen Realität und Traum.....	9
2.2	Literarische Einflüsse und Vorbilder.....	18
2.3	Wirkungsästhetische Reflexionen/Intentionen.....	19
3.	Hauptthemen in Kehlmanns frühen Werken.....	21
3.1	Die Hauptfiguren: Das Interesse am Außenseiter.....	21
3.2	Die Nebenfiguren: Die Bedeutung der Akteure im Halbschatten.....	23
4.	<i>Der fernste Ort</i> : Flucht als Überlebensstrategie.....	33
4.1	Der Protagonist: Julian oder Die Suche nach einem Fluchtpunkt/einem Ausweg.....	33
4.2	Die Nebenfiguren: Die Bedrohung durch die Anderen.....	37
4.3	Kehlmanns narrative Mittel.....	40
5.	Abschließende Bemerkungen: Kehlmann als literarischer Außenseiter. Alleinstellungsmerkmale und Bedeutung in der aktuellen deutschen Literaturszene.....	44
6.	Bibliographie.....	47
6.1	Primärliteratur.....	47
6.2	Sekundärliteratur.....	47
6.3	Internet Quellen.....	49
II.	Teil 2: Daniel Kehlmann, <i>Il luogo più lontano</i> – Traduzione italiana.....	52

## TEIL 1: EINFÜHRUNG ZU KEHLMANNS ERZÄHLUNG *DER FERNSTE ORT*

### 1. *Zur Einleitung: Daniel Kehlmann als Schriftsteller – Biographische Skizze, literarische Anfänge und frühe Rezeption*

Daniel Kehlmann ist 1975 in München geboren, aber in Wien aufgewachsen – seine Familie zog im Jahr 1981 aus beruflichen Gründen des Vaters in die Hauptstadt Österreichs. Der junge Daniel hat in Wien die Schule besucht und dann an der Universität Philosophie und Germanistik studiert.

Neben seiner Tätigkeit als Schriftsteller begann Kehlmann auch eine erfolgreiche akademische Karriere: Trotz seines jungen Alters erhielt er zahlreiche Dozenturen: - 2001 an der Universität in Mainz, 2005/06 an der Fachhochschule in Wiesbaden, 2006/07 an der Universität Göttingen, 2010 am IK Morphomata der Universität Köln, 2012 an der New York University und 2014 an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt. Noch dazu, ist er auch Mitglied der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur, der Freien Akademie der Künste in Hamburg und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

Schon diesen Daten ist zu entnehmen, dass dieser Schriftsteller einen außergewöhnlichen Lebenslauf hat, der auf dem Hintergrund einer besonderen Familienkonstellation begann. Schon von Kindheit an bekam er Einblicke in die Welt der Kunst: Sein Vater war der Regisseur Michael Kehlmann, seine Mutter die Schauspielerin Dagmar Mettler, sein Großvater der Schriftsteller Eduard Kehlmann. Das Umfeld der Familie, in der er aufgewachsen ist, war für Kehlmanns Persönlichkeitsentwicklung prägend. Es ist aber dennoch nicht einfach evident, dass, seine Eltern mit ihren künstlerischen Begabungen für seine Karriere als Schriftsteller eine entscheidende Rolle gespielt haben. Das Kind und der heranwachsende Jugendliche ist selbstverständlich von dem Ruhm seiner Mutter, seines Vaters und seines Großvaters beeinflusst worden. Aus einem Interview in der Zeitschrift *Weltwoche* ist zu entnehmen, dass das Vorbild des Vaters Michael Kehlmann, der sich und seine Familie durch sein Talent alleine unterhalten konnte, für ihn eine Ermutigung dargestellt hat: „Ich wusste schon damals, dass es schwierig ist, davon zu leben, und dass man das eben normalerweise neben einem ‚richtigen‘ Beruf machen muss. Allerdings war mein Vater freischaffender Regisseur, ich wusste also und hatte täglich ein Beispiel dafür vor Augen, dass man als Künstler überleben kann“<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> Michael Maar, *Daniel Kehlmann, Qualität allein reicht nicht*, In: <<Die Weltwoche>> (14.05.2008),

Allerdings hat ihm die Tatsache, dass seine Eltern und sein Großvater im deutschsprachigen Gebiet berühmt waren, keinen besonderen Vorteil gebracht. Wie er selbst feststellte, hatte seine Herkunft bzw. sein Familienname in der öffentlichen Meinung kein Gewicht, als er die ersten Schritte in der Welt der Literatur gemacht hat: „Als ich zu publizieren anfang, hatte mein Vater schon seit Jahren nichts mehr inszeniert – am Fernsehen gab es kaum noch Interesse an Literaturverfilmungen, und am Theater hatte man [...] keine Verwendung mehr für ihn, er galt als unmodern [...] es hatte eben auch den Effekt, dass sein Name nicht mehr das Gewicht hatte, mir zu helfen oder zu schaden“<sup>2</sup>.

Es bleibt von daher eine offene Frage, ob bzw. wie viel und auf welche Art und Weise der Name seiner Verwandten ihm den Weg als Schriftsteller geebnet hat.

Was nicht in Frage steht, ist Kehlmanns frühes Bedürfnis zu schreiben bzw. zu erzählen. Wie er selbst sagt, hatte er schon als Kind eine besondere Neigung zum Erzählen: „Ich wusste schon seit meinem zehnten, elften Lebensjahr, dass ich Bücher liebe und Bücher schreiben möchte. Das war eine verträumte Wunschvorstellung, eine Sehnsucht“<sup>3</sup>.

Obwohl Kehlmann heutzutage einer der bekanntesten und erfolgreichsten Autoren der deutschen Gegenwartsliteratur ist und als „ein toller Erzähler“<sup>4</sup> definiert wird, war es ihm am Anfang überhaupt nicht leicht, mit seiner Leidenschaft für das Schreiben auch seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Seine ersten Werke – die Romane *Beerholms Vorstellung* (1997) und *Mahlers Zeit* (1999), der Erzählungsband *Unter der Sonne* (1998) und die Novelle *Der fernste Ort* (2001) - wurden sowohl von der Kritik als auch vom deutschen Lesepublikum kaum beachtet. Der Schriftsteller selbst hat in seiner Dankesrede für die WELT-Literaturpreis 2007 davon erzählt, wie viele seiner Versuche gescheitert sind und wie viele Demütigungen er erdulden musste: „Immerhin lernte ich die wohlgepolsterte Demütigung der Lesereisen kennen: leere Bibliotheksräume, leere Literaturhäuser, leere Buchhandlungen, immer der Blick auf Stühle, auf denen keiner sitzt“<sup>5</sup>. Diesen Worten ist zu entnehmen, wie mühsam Kehlmanns Anfänge in der Welt der Literatur waren.

---

<<http://www.weltwoche.ch/ausgaben/2008-20/artikel/artikel-2008-20-qualitaet-allein-reicht-nicht.html>> (01.12.2017).

<sup>2</sup> Ebd.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Volker Weidermann, *Der Weltvermesser*, in <<Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung>> (18.09.2005) Nr. 37, S.28

<<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/literatur-der-weltvermesser-1255484.html>> (01.12.2017)

<sup>5</sup> Daniel Kehlmann: «Die Vermessung der Welt» ist mein Hauptgewinn. In: <<Die Welt>> (09.11.2007),

<<https://www.welt.de/kultur/article1344786/Die-Vermessung-der-Welt-ist-mein-Hauptgewinn.html>> (01.12.2017).

Der Wendepunkt seiner Karriere als Roman-Autor war die Veröffentlichung von *Ich und Kaminski*. Kehlmann selbst meint, dass er ganz unerwartet und fast durch Zufall vom Erfolg gekrönt wurde: „[durch diesen Roman] habe ich die Ehre, jetzt vor Ihnen zu stehen. Erfüllte sich alles, was ich nicht einmal [in meinen Gedanken] zu wünschen gewagt (hätte): ein Hauptgewinn, ein Jackpot in der Lotterie, ein Blitzschlag, nach dem alles anders ist als zuvor“<sup>6</sup>.

Unwillkürlich fragt man sich natürlich, was diesen Roman von den vorherigen Werken Kehlmanns unterscheidet, was ihm erlaubt hat, sich aus der Masse der unbekanntenen Schriftsteller abzuheben und einen so herausragenden Platz im Panorama der aktuellen deutschen Literaturszene zu erobern.

Kehlmann selbst hat bis jetzt keine Antwort darauf gefunden:

Ich dachte immer, dieser ganze Betrieb ist absurd, zufällig, willkürlich und unzuverlässig. Es kann durchaus sein, dass man sein Leben lang übersehen und vernachlässigt wird [...]. Das hat dann gar nicht unbedingt spezielle Gründe, da ist keine Verschwörung, es passiert einfach, ohne dass irgendjemand wüsste, wieso<sup>7</sup>.

In diesem Beitrag soll gezeigt werden, was die besondere Faszination von Kehlmanns Texten ausmacht und wie stark seine Hauptthemen schon in den früheren Werken vorkommen und sein literarisches Genie schon am Anfang seiner Karriere als Erzähler zu erkennen ist. Dass dabei der glückliche Zufall eine so große Rolle spielen konnte, betrachtet Kehlmann als ein Indiz für einen bedenklichen Zustand, der vor allem auch durch den heutigen inflationären Kultur- und Literaturbetrieb befördert wird. Kehlmanns offene Kritik an den Literaturexperten lässt daran keinen Zweifel: „Qualität allein reicht nicht. Die äußerlichen Gegebenheiten müssen stimmen, oder ein Buch geht unter, das ist so sicher wie das Amen im Gebet. Warum das so ist? Weil zu viel erscheint und Kritiker keine Entdeckerambitionen haben“<sup>8</sup>.

---

<sup>6</sup> Ebd.

<sup>7</sup> Michael Maar, *Daniel Kehlmann, Qualität allein reicht nicht*, a.a.O.

<sup>8</sup> Ebd.

## 2. „Botschaften gibt es in guter Literatur ohnehin nicht“<sup>9</sup>: Zu Kehlmanns Poetik und Literaturverständnis

Wie im 1. Kapitel dieser vorliegenden Untersuchung beschrieben, ist Kehlmann nicht nur ein berühmter Roman-Autor, sondern auch Professor, Literaturforscher und Literaturkritiker. Neben den schon erwähnten Dozenturen und Vorlesungen, die er – trotz seines jungen Alters – in den letzten Jahren erhalten hat<sup>10</sup>, hat er sich auch mit einer anderen literarischen Gattung auseinandergesetzt, nämlich mit der Literaturkritik. Er hat einige Texte geschrieben, die als genauso wichtig wie seine Romane und Erzählungen betrachtet werden können: In *Wo ist Carlos Montúfar?* (2005) sammelt er Rezensionen, Reden und Essays über 17 Autoren aus der ganzen Welt; in *Lob: Über Literatur* (2010) beschäftigt Kehlmann sich mit 15 großen Schriftstellern, die ihm als Vorbild für sein Gesamtwerk gedient haben – es handelt sich um Autoren wie Shakespeare, Thomas Mann, Heinrich von Kleist, aber auch noch lebende Autoren wie zum Beispiel Stephen King. Es ist bemerkenswert, wie weit die literarischen Interessen des Deutsch-Österreichers sind und in wie fern seine Lesebildung seine Produktion – sowohl als Erzähler als auch als Forscher – beeinflusst hat<sup>11</sup>; besonders prominent ist in diesem Zusammenhang der Text *Diese sehr ernstesten Scherze. Poetikvorlesungen*, eine Art von Einführung zudem Seminar, das er 2006 an der Georg-August-Universität Göttingen hielt und das im darauffolgenden Jahr in den *Göttinger Sudelblättern* veröffentlicht wurde; in *Kommt, Geister. Frankfurter Poetikvorlesungen* (2015) findet man eine Zusammenfassung seiner fünf Vorlesungen an der Frankfurter Goethe-Universität, die im Jahr 2014 stattfanden, in denen Kehlmann die Beziehung der Deutschen zu ihrer Vergangenheit durch ihre Beziehung zur Literatur analysiert.

Nach einem solchen Einblick in die Karriere Kehlmanns als Lehrer und Kritiker wäre es fast selbstverständlich, eine Verbindung zwischen dem gelehrten Professor und dem engagierten Literaten herzustellen. Viele Literaturforscher, Journalisten und auch Leser sind der Meinung, in seinen Büchern einen didaktischen Zweck erkannt zu haben. Der

---

<sup>9</sup> Jan Standke, *Eine ständige Präsenz von Echos. Ein Gespräch mit Daniel Kehlmann über das Lesen und Schreiben von Literatur*. - In: Ders. (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.9-17, S.12.

<sup>10</sup> Siehe Kapitel 1 dieses Beitrags: *Zur Einleitung: Daniel Kehlmann als Schriftsteller – Biographische Skizzen, literarische Anfänge und frühe Rezeption*, S.1-3, um eine ausführlichere Analyse des Autors Lebenslauf zur Verfügung zu haben.

<sup>11</sup> Siehe Paragraph 2.2 dieses Beitrags: *Literarische Einflüsse und Vorbilder*, S. 15-16. In dieser Abteilung werden Kehlmanns literarische Vorbilder und seine Auswirkung auf die Produktion des Autors analysiert.

Schriftsteller ist tatsächlich mehrmals befragt worden, was für eine Botschaft in seinen Erzählungen und Romane enthalten ist. Die Antwort des Autors auf diese Frage fällt aber ganz anders aus als das, was man vielleicht von ihm erwarten würde.

Kehlmann ist nämlich der Meinung, dass das Lesen nicht als eine Aufgabe betrachtet werden soll, sondern als ein Vergnügen, als etwas Entspannendes, Kreatives, das nicht direkt mit Didaktik verbunden werden sollte. In einem Interview, das vom Professor und Literaturkritiker Jan Standke durchgeführt wurde, übt er sogar offene Kritik an dem deutschen Schulsystem:

[Ich finde] es manchmal erschreckend, wenn ich [...] in einem Schulbuch sehe, dass Schüler aufgefordert werden, Tabellen mit den kontrastiven Eigenschaften von Gauß und Humboldt anzufertigen. So etwas ist schon ziemlich schrecklich, und ich verstehe jeden, der nachher keinen Spaß mehr an dem Roman hat.<sup>12</sup>

Diesen Worten ist zu entnehmen, dass er eine Art von Lesen bevorzugt, das so frei wie möglich und mit keiner Lehre verbunden ist. Das passt mit dem Bild des kompetenten Dozenten nicht ganz zusammen.

Wie schon erwähnt, ist Kehlmann nicht nur Schriftsteller und Lehrer, sondern auch Literaturkritiker – das heißt, er hat nicht nur selbst literarische Werke geschaffen, sondern auch solche anderen Autoren analysiert und seine Meinung dazu geäußert<sup>13</sup>. Dazu muss er sich intensiv mit den Texten der anderen und ihren Intentionen beschäftigt haben.

Kehlmann bringt seine Resümee dazu überraschend klar zum Ausdruck: „Je besser ein Roman, ein Stück oder ein Drama ist, desto weniger läßt sich seine Bedeutung in klare Formeln bringen. Und ‚Botschaften‘ gibt es in guter Literatur ohnehin nicht“<sup>14</sup>.

Daraufhin kommen viele LeserInnen, Forscher und Journalisten zu dem Schluss, dass Kehlmann für eine naive und intuitive Beziehung zur Literatur steht – woraus sich würde ein eklatanter Widerspruch zwischen seiner akademischen und seiner literarischen Karriere ergeben würde. Die Dinge scheinen aber doch komplizierter zu liegen, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Wie er selbst meint, spielen die Grundprägungen im Lebenslauf eines jeden eine große Rolle. Der Sinn für literarische Arbeit ist nicht nur für einen Erzähler, sondern auch für jeden bewussten Leser sehr wichtig. Gefahr besteht nur dann, wenn die vorgegebenen Klischees den Spaß am Lesen verderben.

Obwohl Kehlmann das Lesepublikum ermutigt, sich so spontan wie möglich mit einem

---

<sup>12</sup> Jan Standke, *Eine ständige Präsenz von Echos. Ein Gespräch mit Daniel Kehlmann über das Lesen und Schreiben von Literatur*, a.a.O., S.10.

<sup>13</sup> Siehe Kap. 1 dieser Arbeit, a.a.O, um eine weitere Aussicht auf Kehlmann als Literaturkritik zu haben.

<sup>14</sup> Jan Standke, *Eine ständige Präsenz von Echos. Ein Gespräch mit Daniel Kehlmann über das Lesen und Schreiben von Literatur*, Standke, a.a.O., S.12.

Buch auseinanderzusetzen, ist er auf keinem Fall gegen Literaturkritik überhaupt. Auch wenn Kritiker keine Macht über das Schreiben selbst ausüben sollen, können Sie doch interessante Beiträge dazu liefern. In Bezug auf seine eigenen Bücher hat Kehlmann erfahren, wie nützlich eine vernünftige Kritik für den Autor selbst sein kann: „Manches, was ich da gelesen habe, war klug, nachvollziehbar und [...] sehr interessant. Ich bin grundsätzlich gar kein Gegner eines literaturwissenschaftlichen Ansatzes“<sup>15</sup>.

Ausgehend von den zahlreichen Interviews, die er gewährt hat, kann Daniel Kehlmann aber kaum eher für einen Literaturkritiker und Professor als für einen Leser und Schriftsteller gehalten werden. Er sagt ja ganz offen, dass Literatur etwas Lebendiges ist, dass man subjektiv und direkt erfahren solle. Der Leser soll sich nicht a priori von dem Gedanken eines anderen beeinflussen lassen, sondern sich auf das Abenteuer der Literatur einlassen:

Lesen ist eine großartige Beschäftigung, der man mit Genuß, Freude und Leidenschaft nachgehen kann. Aus diesem Umstand entsteht die Beschäftigung mit großen Werken und daraus dann auch der Kanon. Das Wichtige ist, junge Menschen mit Begeisterung und Energie an Büchern heranzuführen. Nur so kann man dann auch den Kanon [...] lebendig halten<sup>16</sup>.

Kehlmann steht auf dem Standpunkt, dass jedes literarische Werk etwas Besonders hat, spezielle Eigenschaften, die es einzigartig und nicht reproduzierbar machen. Wenn versucht wird, das zu ignorieren, wird ein großer Fehler begangen, denn die Rolle der Kritik besteht eher darin, einem die Augen für bestimmte Aspekte des Gelesenen zu öffnen, die sich beim ersten, unmittelbaren Lesen nicht unbedingt von selbst erschließen: „Gute Literaturwissenschaftler bringen einem erst so recht bei, wie geheimnisvoll und reich Bücher sein können“<sup>17</sup>.

Kehlmann macht noch deutlicher, welche Beziehung er zu seinem eigenen Gesamtwerk und zur Literaturkritik im Allgemeinen hat: „[...] ob meine Texte sich nun für [literaturwissenschaftliche] Ansätze besonders eignen oder nicht, darüber müssen sich andere äußern“<sup>18</sup>. Jedes Buch kann zahlreiche Botschaften und Lehren enthalten, der Autor könnte auch mitteilen wollen, dass der Leser ihn überhaupt nicht versteht, und jeder Leser könne eine persönliche Interpretation geben, ohne dass es hier um falsch oder richtig gehe.

Volker Wiedermann hat in seinem Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* eine

---

<sup>15</sup> Ebd., S.9.

<sup>16</sup> Ebd., S.15.

<sup>17</sup> Ebd., S.9.

<sup>18</sup> Ebd.



knappe, aber sehr genaue Beschreibung Kehlmanns gegeben: „Glücklicherweise ist Kehlmann alles andere als ein Programmierer. Er ist ein Erzähler mit einer wunderbar objektiven Rücksichtslosigkeit“<sup>19</sup>. Dem Artikel ist klar zu entnehmen, wie sehr der Journalist dieses Autors schätzt. Laut Wiedermann „Daniel Kehlmann ist ein echter Erzähler. Der Geschichten liebt und der erzählen kann“<sup>20</sup> und „ein toller Erzähler, der alle Gefahren des Schreibens kennt“<sup>21</sup>.

Trotz aller positiven Kritiken, die dieser hochbegabte Autor bekommen hat, ist seine Haltung zum deutschen Literaturmarkt nicht besonders positiv gestimmt. Er kritisiert vor allem die Tendenz der Verlage, zu viel auf Werbung und auf den kommerziellen Teil eines Buches zu setzen, statt sich auf die Qualität eines Textes zu konzentrieren. In dem schon zitierten Gespräch mit Jan Standke erinnert er mit seinem charakteristischen Witz – aber auch mit einer gewissen Verbitterung daran, dass er sich nicht um den Preis der Leipziger Buchmesse bewerben konnte, weil er am Abend der Zeremonie nicht hätte dabei sein können. Die Angelegenheit kommentierte er noch einmal mit klaren und trockenen Worten: „[Literatur ist] kein Sport und kein Wettbewerb“.<sup>22</sup>

Die Charakterisierung des Autors, die Jan Standke daraufhin gibt, lässt die Persönlichkeit Kehlmanns besser als viele andere Versuche erkennen, ihn in der gegenwärtigen deutschsprachigen Literaturwelt diskutiert werden: Für ihn ist der Schriftsteller, abgesehen von der Originalität seiner literarischen Arbeit, auch ein überaus „kritischer Beobachter des deutschen Literaturbetriebs“<sup>23</sup>, eine Aussage, der man als informierter und wachsamer Leser nur zustimmen kann.

## **2.1. ‚Gebrochener Realismus‘: Zwischen Realität und Traum**

Wie schon erwähnt, war Daniel Kehlmanns Arbeit erst nach der Erscheinung von *Ich und Kaminski* (2003) von Erfolg gekrönt<sup>24</sup>. Die deutsche Gegenwartsliteratur seit 2000 hat vielen jungen Autoren Ruhm und Aufmerksamkeit beschert, Kehlmann gehörte aber

---

<sup>19</sup> Volker Weidermann, *Der Weltvermesser*, a.a.O.

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Jan Standke, *Eine ständige Präsenz von Echos. Ein Gespräch mit Daniel Kehlmann über das Lesen und Schreiben von Literatur*, a.a.O. S.14.

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Vgl. hierzu Kap.1 dieser Arbeit, a.a.O., S.2.

nicht zu dieser Gruppe. Während viele andere Schriftsteller, die in diesen Jahren veröffentlicht haben, sowohl von den Kritikern als auch vom Lesepublikum positiv beurteilt wurden, wurden die ersten Werke Kehlmanns kaum beachtet<sup>25</sup>. Neben *Ich und Kaminski*, wurde dann der Roman *Die Vermessung der Welt* (2005) zum Wendepunkt seiner Karriere. Mit diesem Buch hat Kehlmann endgültig seinen Platz in der Literatur des 20. Jahrhunderts und das uneingeschränkte Interesse der Literaturkritiker und der Presse erobert<sup>26</sup>. Wie kann ein solches Phänomen erklärt werden? Warum haben Kritiker und Lesepublikum ihren Standpunkt in Bezug auf die literarischen Produktion Kehlmanns so schnell verändert – wenn man bedenkt, dass *Die Vermessung der Welt* nur zwei Jahre nach *Ich und Kaminski* und vier Jahre nach der Novelle *Der fernste Ort* publiziert worden ist?<sup>27</sup>

Man könnte die Hypothese aufstellen, dass die „früheren“ Werke dieses Autors sich sehr stark von den „späteren“ unterscheiden – wenn die Kategorien „früh“ oder „spät“ überhaupt angemessen sein sollten, weil die letzten Texte nur einige Jahre nach den ersten erschienen sind. In der Welt der Literatur ist es oft der Fall, dass ein Autor seinen Stil im Laufe der Jahre verbessert, neue Themen entwickelt, tiefere und interessantere Figuren gestaltet. Und entsprechend kann sich natürlich auch das Verhalten der Kritik solchen Schriftsteller gegenüber verändern. Was in diesem besonderen Fall aber bemerkenswert ist, ist die Tatsache, dass die meisten Schwerpunkte der Poetik Kehlmanns, die anlässlich von *Ich und Kaminski* ein großes Interesse erweckt haben, dieselben sind, die schon in den früheren Texten sehr präsent sind. Standke bemerkt in seinem Beitrag *Die Vermessung des Ruhms*: „Schon in dem literarischen Erstling finden sich zahlreiche Motive und Formelemente, die in den folgenden Romanen und so auch in *Die Vermessung der Welt* wiederkehren“<sup>28</sup>.

Der Grund, warum die Literaturkritik diese Thematiken in den ersten Werken des Autors nicht wertgeschätzt bzw. unterschätzt hat, ist nicht unmittelbar erkennbar.

Worin besteht die Besonderheit von Kehlmanns Texten? Was ist der Schlüssel seines

---

<sup>25</sup> Zu einer genaueren Analyse der Rezeption Kehlmanns in den genannten Zeitraum vgl. mit Jan Stanke, *Die Vermessung des Ruhms. Zu Werk und Wirkung Daniel Kehlmanns in Literaturdidaktik und Literaturwissenschaft*. - In: Ders. (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.19-73.

<sup>26</sup> Um eine weitere Aussicht in diesem Thema zu haben, vgl. mit Jan Standke: *Die Vermessung des Ruhms*, a.a.O., S.9-17.

<sup>27</sup> Vgl. mit Kap.1 dieser Arbeit, a.a.O.

<sup>28</sup> Jan Standke, *Die Vermessung des Ruhms*, a.a.O, S.27.

Erfolgs? Der Autor selbst hat diesbezüglich einen vielsagenden Begriff geprägt, um seine eigene Schreibweise zu charakterisieren, nämlich den vom „Gebrochenen Realismus“. Damit ist gemeint, dass im Laufe der Erzählung die Grenzen zwischen Realität und Traum verschmelzen, die Trennung zwischen beiden nicht mehr eindeutig zu erkennen ist. Je weiter die Erzählung fortläuft, desto verwirrter wird der Leser - er wird unbewusst in die Welt des Autors hineinversetzt, und wenn er erst einmal darinnen ist, ist er nicht mehr in der Lage, einfach in die reale Welt zurückzukehren, weil die beiden Dimensionen – die reale und die fiktive – sich vermischen. An diesem Punkt gibt es keinen Ausweg mehr, der Leser kann sich nur noch von der Strömung von Bildern und Worten fortreißen lassen. Standke hat versucht, den ‚Gebrochenen Realismus‘ so genau wie möglich zu beschreiben:

Kehlmann ist ein Meister der literarischen Täuschung, der in seinen Romanen trickreich mit der Wirklichkeit spielt und den Leser ein ums andere Mal auf falschen Fährten lockt. Ähnlich verhält es sich mit den Selbstauskünften des Autors<sup>29</sup>.

Der österreichische Germanist Klaus Zeyringer bemerkt in seinem Beitrag: *Gewinnen wird die Erzählkunst. Ansätze und Anfänge von Daniel Kehlmanns »Gebrochener Realismus«*: „Daniel Kehlmann geht es in seiner Dichtkunst immer um ein Spiel mit der Wirklichkeit“<sup>30</sup>, das nicht mehr von der Einbildungskraft des Autors bzw. seiner Hauptfiguren zu unterscheiden ist – das ist das besondere Kennzeichen Kehlmanns. Ein genauerer Blick auf die einzelnen Werke des Autors kann sehr nützlich sein, um dieses Konzept besser zu verstehen.

In *Beerholms Vorstellung* (1997) geht es um die Geschichte eines Mannes, der in seinem Leben viele schlechte Erfahrungen gemacht hat. Die traurigste, die seine Kindheit stark geprägt hat, ist der Tod seiner Adoptivmutter, den er und dann auf verschiedenste Art und Weise durch Religion, Mathematik oder auch Magie zu beherrschen versucht hat. Im Laufe der Geschichte begegnen ihm seltsame und sehr unwahrscheinliche Ereignisse – der Protagonist selbst ist nicht so nicht mehr im Stande, die reale Welt von seiner eigenen Vorstellung zu unterscheiden: „Der Illusionist weiß bis zuletzt nicht, ob jene Ereignisse bloße Ausgeburten seiner Phantasie sind - ‚Beerholms Vorstellung‘ eben - oder tatsächliche Magie“<sup>31</sup>.

---

<sup>29</sup> Ebd.

<sup>30</sup> Klaus Zeyringer: *Gewinnen wird die Erzählkunst. Ansätze und Anfänge von Daniel Kehlmanns »Gebrochener Realismus«* - In: Text+Kritik I/08 (Januar 2008) H. 177, S.36-44S, S.37.

<sup>31</sup> Hubertus Breuer: *Exerzitium mit Ohrensauen. Magie ist auch nicht leicht: Daniel Kehlmanns Debüt mit Zylinder*, in <<Frankfurter Allgemeine Zeitung>> (27.10.1997) Nr. 249, S. 48.

Zeyringer beschreibt die Hauptfigur von Kehlmanns erstem Roman als ein Opfer seiner eigenen Phantasie: „Im Leben des berühmten Zauberkünstler Arthur Beerholm [...] verschwimmen die Grenzen zwischen Realität und Magie, zwischen Wahrheit und Illusion oder Schwindel“<sup>32</sup>. Es scheint, als ob er gefangen in seiner inneren Welt ist, von seiner eigenen Magie manipuliert: „Entsprechend beginnt Beerholm Illusion und Wirklichkeit zu verwechseln, erkennt er die Grenzen seiner Zauberkunst nicht mehr“<sup>33</sup>.

Standke hat eine sehr genaue Analyse dieses Romans durchgeführt, in der versucht wird, die ersten Spuren des ‚Gebrochenen Realismus‘ im Text zu finden. Durch Zitate und konkrete Beispiele erklärt der Kritiker, worin die Schreibweise des Autors besteht. Sein Aufsatz kann für eine gute und angemessene Erläuterung von Kehlmanns Poetik sehr hilfreich sein. Außerdem setzt Standke den Text mit anderen Werken des Schriftstellers in Verbindung, um zu zeigen, wie wichtig dieser Debütroman für die gesamte Produktion Kehlmanns ist:

Wie die literarische Figur Arthur Beerholm geht Kehlmann zu einem rigiden Realismus auf Distanz, ohne sich im Fantastischen zu verlieren. Das Erzählen ereignet sich in einer poetischen Schwebel, oszilliert zwischen narrativen Polen. Auf diese Weise stellt Kehlmann – bewusst oder unbewusst – die poetischen Weichen für die folgenden Romane. Das Einbrechen unwahrscheinlicher Ereignisse in eine scheinbar rationale Wirklichkeit [...] prägt als literarisches Programm auch die spätere Prosa. Täuschung und Realität, Fiktionales und historisch Faktisches verschmelzen in seinen Texten kunstvoll miteinander <sup>34</sup>.

Der Text ist aber laut Standke nicht nur für seinen eigenen Autor wichtig, sondern auch für die deutsche Literatur des 21. Jahrhundert überhaupt:

Daniel Kehlmanns Debütroman gehört daher in die Kategorie der anfangs kaum wahrgenommenen, im weiteren Karriere-Verlauf des Autors aber wiederentdeckten und für das Verständnis des Gesamtwerks als bedeutsam zu beurteilenden Texte. [...] *Beerholms Vorstellung* liefert eine erste ‚Vermessung‘ des literarischen Ortes, von dem aus Kehlmann sich anschickte, der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur wichtige

---

<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/rezension-belletristik-exerzitium-mit-ohrensausen-1259793.html>> (01.12.2017).

<sup>32</sup> Klaus Zeyringer: *Gewinnen wird die Erzählkunst. Ansätze und Anfänge von Daniel Kehlmanns »Gebrochener Realismus«*, a.a.O, S.38.

<sup>33</sup> Ebd., S.39.

<sup>34</sup> Jan Standke, *Kehlmanns Zaubrerlehrling. Beerholms Vorstellung im Literaturunterricht* - In: Ders. (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.105-141, S.29.

Impulse zu verleihen.<sup>35</sup>

Kehlmann hat also schon in seinem ersten Roman die Hauptthemen seiner späteren Produktion eingeführt. In diesem Sinn kann dieser Text als sein erster Schritt in die Welt der Literatur betrachtet werden, oder anders gesagt, „*Beerholms Vorstellung* bildet in vielerlei Hinsicht den Ausgangspunkt für Kehlmann späteres Werk“<sup>36</sup>.

Nach seinem literarischen Debüt mit einem Roman hat sich Kehlmann in einer anderen Gattung auf die Probe gestellt. Er hat einen Band von Kurzgeschichten herausgegeben, deren Protagonisten besondere Menschen sind, die seltsame und höchst unwahrscheinliche Erlebnisse haben, den Porsaband *Unter der Sonne* (1998). Obwohl es um kurze Texte geht, ist der Stil des Autors unverkennbar. Genauso wie Arthur Beerholm sind die Hauptfiguren in diesen Erzählungen Menschen, die eine eigenartige Perspektive auf die Realität haben. Diese gestörte und verwirrte Wahrnehmung der Wirklichkeit entspricht dem Zustand, in dem sich auch Arthur in *Beerholms Vorstellung* befindet: „Zu den Grundthemen der acht Erzählungen gehört die Verzerrung und Veränderung der Wirklichkeitswahrnehmung, in der die Variablen von Raum und Zeit neue Formen und Dimensionen annehmen“<sup>37</sup>.

Ein Jahr nach seinem Experiment mit den Kurzgeschichten kehrt Kehlmann wieder zum Genre des Romans zurück: *Mahlers Zeit* (1998) ist ein weiteres Beispiel für den oben beschriebenen ‚Gebrochenen Realismus‘. Diese Figur hat in der Tat viele Eigenschaften, die an Arthur Beerholm erinnern: Das Interesse an Mathematik und Physik, das Streben nach Forschung und nach dem Überschreiten der Grenzen, mystische bzw. religiöse Komponenten, usw.<sup>38</sup>. Was schon bei der ersten Lektüre auffällt, ist die Art und Weise, in der der Protagonist die Welt um sich wahrnimmt. Wie Arthur ist Mahler auch davon überzeugt, dass seine Vorstellungen genauso konkret sind wie die Realität um ihn herum, und dass stürzt ihn in Verwirrung und Selbsttäuschung. Das Element der Wissenschaft, das seinen Höhepunkt in *Die Vermessung der Welt* erreichen wird, stellt hier das Mittel dar, durch das die Besonderheit der Hauptfigur konkretisiert wird:

Mit dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik fokussiert Kehlmann den physikalischen Umstand, dass

---

<sup>35</sup> Ebd., S.111.

<sup>36</sup> Ebd., S.28.

<sup>37</sup> Ina Brendel-Perpina: *Unter der Sonne. Sonderlinge des Alltags in acht Erzählungen von Daniel Kehlmann* - In: Jan Standke (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.143-162, S.148.

<sup>38</sup> Zu einer genauen Analyse der Ähnlichkeiten zwischen den Protagonisten im Kehlmanns Gesamtwerk siehe Kap.3.1 dieser Arbeit: *Die Hauptfiguren: Das Interesse am Außenseiter*, S. 17-19.

thermische Energie nicht in beliebigem Maße in andere Energiearten umgewandelt werden kann [...]. Während Ungeordnetheit im Universum der wahrscheinlichere Prozess ist, stellt sich Ordnung nie von allen ein“<sup>39</sup>.

Die Überzeugung des Protagonisten, ein wissenschaftliches Gesetz widerlegt zu haben, ist so stark, dass auch der Leser verwirrt und unsicher wird – es geht genau um denselben Trick, den Kehlmann in seinem Erstlingsroman und in dem genannten Prosa-Sammelband benutzt hat, damit sein Lesepublikum in die Krise gerät. Es geht immer wieder um die Frage: Wer hat Recht? Wo liegt die Wahrheit? Was ist real und was ist bloße Vorstellung bzw. Selbstenttäuschung? Mit Jakubanis Worten: „Der Leser wird an die Grenzen des physikalisch Denkbaren herangeführt und verbleibt dennoch auf Grund des gegenseitigen kommunikativen Unverständnisses in einem ‚Wald der Fiktionen‘“<sup>40</sup>

Der Schriftsteller Helmut Krauser hat nach dem Lesen dieses Romans zugestanden, wie sehr er Kehlmann schätze und gleichzeitig fürchte- Er bezeichnet ihn sogar als seinen ernsthaften „Konkurrenten“. Seine Hochschätzung des Romans ist eine wichtige Auszeichnung, die die Rolle von *Mahlers Zeit* in der deutschen Literaturszene und in dem Entwicklungsprozess Kehlmanns verdeutlicht: „»Mahlers Zeit« ist für mich einer der größten Romane der deutschen Literatur. Umso beschämender wirkt (es) auf mich, dass von dem Buch bis dato kaum 2000 Exemplare verkauft wurden und dass es von der Kritik durchaus zwiespältig beurteilt worden war“<sup>41</sup>.

Die dritte Text Kehlmanns, der im Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit steht – es ist noch zu diskutieren, zu welcher Gattung er eigentlich gehört, ob es um einen kurzen Roman, eine Novelle oder eine Erzählung geht – trägt den Titel *Der fernste Ort* (2001) und ist im Gegensatz zu den meisten anderen Werken des Autors noch nicht ins Italienische übersetzt worden<sup>42</sup>. Dafür gibt es eigentlich keine plausible Erklärung: Der Text ist leicht lesbar, kurz und angenehm zu lesen<sup>43</sup> - der einzige Grund, der ein solches Desinteresse erklären könnte, ist wohl die Tatsache, dass der Schriftsteller damals noch kaum bekannt war<sup>44</sup>.

---

<sup>39</sup> Matthias Jakubanis, *David gegen Goliath – oder: Über das Scheitern, die Zeit tot zu schlagen. Merkmale des Erzählens in Daniel Kehlmanns Roman Mahlers Zeit im Deutschunterricht der Sekundarstufe II* - In: Jan Standke (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.163-182, S. 165.

<sup>40</sup> Ebd., S. 167.

<sup>41</sup> Helmut Krauser, *Ich und Kehlmann. Und »Mahlers Zeit«* - In: *Text+Kritik* 1/08 (Januar 2008) H. 177, S.54-57, S.54.

<sup>42</sup> Sieh den ersten Teil dieser Magistra Arbeit – Übersetzung von *Der fernste Ort* ins Italienisch.

<sup>43</sup> Zu einer genaueren Analyse dieses Werkes sieh Kap. 4 dieses Beitrags: *Der fernste Ort: Flucht als Überlebensstrategie*, S. 27-35.

<sup>44</sup> Zu einer ausführlichen Beschreibung der Anfänge Kehlmanns Karriere als Textsteller sieh Kap. 1 dieses Beitrags, a.a.O.

Der Autor hat diesen Text in einem Interview als „eine Novelle über Flucht, Tod und das Leben als Traum“<sup>45</sup> bezeichnet. In dieser Aussage sind die Hauptthemen von Kehlmann ‚Gebrochenem Realismus‘ prägnant zusammengefasst. Und in diesem frühen Text finden sich schon alle Charakteristika seiner Schreibweise. Ulf Abram fasst zusammen:

Es handelt vom verunglückten Leben des Versicherungsmathematikers Julian, eines orientierungslosen jungen Mannes mit geschiedenen Eltern, die ihm wenig Zuwendung geben konnten, einem genialen, aber gefühlskalten älteren Bruder, gegen den nie anzukommen war, und einem Beruf, den er gleichzeitig als langweilig und überfordernd empfindet<sup>46</sup>.

Wie Arthur Beerholm, David Mahler und die Hauptfiguren aus dem Erzählungsband *Unter der Sonne* ist Julian ein einsamer und – man kann sagen – trauriger Mensch, der große Schwierigkeiten in den Beziehungen zu den Anderen hat<sup>47</sup>. Wie die anderen genannten Charaktere hat er eine falsche Wahrnehmung der realen Welt. Wie in *Beerholms Vorstellung* und in *Mahlers Zeit* vermischen sich im Gehirn des Protagonisten – und auch in dem der Leser – Wahrheit und Fiktion: „Als wäre sein Bewusstsein gespalten, geht ein Fiebertraum auch in Julians wachen Stunden um“<sup>48</sup>.

Das Besondere in diesem Fall besteht aber darin, dass Julian die Grenzen der Realität nicht überschreiten will, um etwas Großartiges zu erreichen – wie Beerholm – oder weil er davon überzeugt ist, allen anderen einen Schritt voraus zu sein – wie Mahler. Er will vielmehr einfach von seinem alten Leben Abschied nehmen, um sich ein neues Leben zu schaffen.

Dafür inszeniert er seinen Tod, er wird aber so sehr in die Fiktion verwickelt, dass die anderen Menschen und sogar sein eigenes Bild im Spiegel immer fremder und irrealer werden. Am Anfang ist die Situation ganz normal, aber Seite auf Seite wird es alles immer seltsamer. „Die Widersinnigkeiten häufen sich“<sup>49</sup>, Julian distanziert sich allmählich von der realen Welt, er befindet sich in einer anderen Dimension, die nur noch in seinem Kopf existiert. Wie in den vorherigen Texten, ist aber die Grenze zwischen den beiden Sphären labil, und der Leser verfällt auch diesmal in Verwirrung. Kehlmann hat auch in dieser kaum beachteten frühen Novelle sein poetisches Ziel erreicht.

---

<sup>45</sup> Daniel Kehlmann: «Die Vermessung der Welt» ist mein Hauptgewinn, a.a.O.

<sup>46</sup> Ulf Abraham, *Daniel Kehlmanns Erzählung vom Verschwinden als Spiel mit Genreerwartungen und Dekonstruktion realistisches Erzählens im Unterricht* - In: Jan Standke (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.183-208, S.183.

<sup>47</sup> Zu einer genauen Analyse der Hauptfiguren in Kehlmanns früheren Werken sieh Kap. 3.1 dieses Beitrags, a.a.O.

<sup>48</sup> Markus Gasser: *Das Königreich im Meer. Daniel Kehlmanns Geheimnis*, Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2013, S.61.

<sup>49</sup> Ebd.

Das Spiel mit der Wirklichkeit geht dann später noch weiter. Auch in dem nächsten Roman *Ich und Kaminski* (2003) verlässt Kehlmann die Leitlinie seiner Poetik nicht, und der Grundsatz des Romans ist derselbe, der auch den Kern der anderen Werke ausmacht: Stehen sich rationale Wissenschaft und Metaphysik zu Beginn der Romanhandlung noch gegenüber, verwischen im weiteren Verlauf die Grenzen zwischen Realität und Vision zusehends. Erneut greift Kehlmann das für ihn typische Erzählprinzip des gebrochenen Realismus in diesem anspielungsreichen Roman auf<sup>50</sup>.

In diesem Fall geht es um eine andere Art von ‚Gebrochenem Realismus‘, um das ‚Katz- und-Maus Spiel‘<sup>51</sup>, das der Protagonist Kaminski mit seinem Antagonisten Sebastian Zöllner – und mit der ganzen Welt - treibt: Er lässt alle glauben, dass er blind sei, obwohl es viele Hinweise gibt, die das Gegenteil vermuten lassen würden. Dieses Dilemma wird nicht aufgelöst, und das Spiel Mahlers mit Zöllner ist dasselbe, welches Kehlmann mit den Lesern spielt – den anderen daran zweifeln lassen, ob die ihm vor Augen gestellte Realität eigentlich real ist oder nicht.

Kehlmann geht hier aber noch einen Schritt weiter, was vielleicht erklärt, warum er erst mit *Ich und Kaminski* den ersten literarischen Erfolg erreicht hat<sup>52</sup>. Jan Standke hat versucht, eine angemessene Begründung für diese Wendung in der Karriere des Autors als Schriftsteller zu geben: „Statt seine Figuren in einer düsteren Welt zwischen Wahn und Wirklichkeit ihrem unausweichlichen Scheitern auszusetzen, wechselt Kehlmann in *Ich und Kaminski* das Register und lässt seine Leser an zuweilen hochkomischen Szenen teilhaben.“<sup>53</sup>

Obwohl nicht vernachlässigt werden kann, dass in diesem Roman etwas Neues und Besonderes vorkommt, dass sowohl die literarische Kritik als auch das Lesepublikum verführt hat, erkennt Standke eine starke Verbindung zwischen *Ich und Kaminski* und den anderen Texten des Autors: „Man darf [...] nicht übersehen, dass der Roman trotz der neuen Tonart und der augenscheinlichen Abkehr vom ‚gebrochenen Realismus‘ eng mit den vorangegangenen Texten verwoben ist. Kehlmann baut in seinen Roman zahlreiche Anspielungen und Verweise auf frühere Texte ein“<sup>54</sup>.

*Ich und Kaminski* hat– im Vergleich zu der früheren literarischen Produktion Kehlmanns

---

<sup>50</sup> Jan Standke, *Die Vermessung des Ruhms*, a.a.O., S.34.

<sup>51</sup> Dieter Wrobel, *Variationen von Blindheit. Daniel Kehlmanns Roman Ich und Kaminski* - In: Jan Standke (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.209-245, S. 216.

<sup>52</sup> Zu einer genauen Erklärung siehe Kap.1 dieses Beitrags, a.a.O.

<sup>53</sup> Jan Standke, *Die Vermessung des Ruhms*, a.a.O., S.34.

<sup>54</sup> Ebd., S.35.



– sicher schon viel größere Resonanz gefunden. Aber der Roman, dank dessen der deutsche Schriftsteller dann tatsächlich weltbekannt wurde, ist *Die Vermessung der Welt* (2005). Standke hat auch in diesem Fall versucht, eine Analyse dieses Werk in Bezug mit den vorherigen literarischen Texten Kehlmanns durchzuführen. Er bezeichnet nämlich *Die Vermessung der Welt* „als Fortführung des bereits in *Beerholms Vorstellung* entworfenen gebrochenen Realismus“<sup>55</sup>.

Dieser so besprochene ‚gebrochene Realismus‘, das Kennzeichen des Autors, taucht wieder auf, in einer neuen Form, die besser in der Lage ist, das Interesse der Leser zu wecken und den Beifall der Kritiker zu gewinnen. Laut Standke hat in diesem Zusammenhang eine Veränderung in dem Stil des Erzählens eine wichtige Rolle gespielt:

*Die Vermessung der Welt* [ist] keine einfache Fortsetzung der schon veröffentlichten Romane in einem historischen Kontext. Der Roman markiert stattdessen eine Entwicklung in Kehlmanns Schreibweise, in dem der gebrochene Realismus und die in *Ich und Kaminski* angeklungen satirisch-humoristische Tonart in einer neuartigen Form des ironisch-gebrochenen historischen Erzählens ineinanderfließen<sup>56</sup>.

Das Element, das den großen Erfolg von *Die Vermessung der Welt* maßgeblich beeinflusst hat, ist das Thema der Wissenschaft, das in diesem Buch prädominant ist:

Kehlmanns Roman über zwei Forscher, deren bisweilen skurrilen Interesse an der Welt als Objekt der Wissenschaft sie von der sozialen Realität auf je eigene Weise radikal entfremdet, traf den Nerv des deutschen Lesepublikums wie kaum ein anderer Text der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur zu Beginn des 21. Jahrhunderts<sup>57</sup>.

Dieses Werk ist aber nicht nur wegen seines Erfolgs so wichtig, sondern auch hinsichtlich der Auswirkungen, die es bzgl. des Interesses für Kehlmanns vorherige Bücher hatte:

Die öffentliche Aufmerksamkeit, die der Autor nun erfuhr, regte auch eine neue Rezeption seine bislang veröffentlichten Texte an. Nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht erleichtert die verspätete Wahrnehmung der frühen Romane durch ein größeres Lesepublikum den letzten wichtigen Schritt hin zum unabhängigen Berufsschriftsteller<sup>58</sup>.

Insgesamt scheint es, dass Kehlmanns Texte durch ihnen allen gemeinsame Elemente und Kernthemen miteinander verwoben sind und als ob die hier angesprochenen Werke jeweils ein Teil des Gesamtprojekts des Autors seien.

Kehlmann musste am Anfang seiner Karriere als Erzähler viele Schwierigkeiten

---

<sup>55</sup> Ebd., S.36.

<sup>56</sup> Ebd.

<sup>57</sup> Ebd.

<sup>58</sup> Ebd., S.37.

bewältigen – der Erfolg, der ihm nach dem Erscheinen von *Der Vermessung der Welt* beschieden war und zu der nachträglichen Aufwertung auch seiner früheren Texte geführt hat, mag wie seine Revanche gegenüber einem oft betriebsblinden und von anderen Interessen geleiteten Literaturmarkt erscheinen.

## **2.2. Literarische Einflüsse und Vorbilder**

Kehlmann ist – wie schon geschrieben – nicht nur ein Schriftsteller, sondern auch ein Akademiker, die sich immer für Literatur im Allgemeinen interessiert hat. Wie er selbst gesteht hat, hat er auch seit immer eine Menge Bücher von verschiedenen Gattungen gelesen. Sowohl sein Studium als auch sein persönliches Interesse haben ihm erlaubt, sich sein eigener kultureller Hintergrund aufzubauen: Dank dieses Fundament ist er in der Lage gewesen, etwas so Eigenartiges wie im letzten Kapitel behandelten „Gebrochener Realismus“ zu erfinden und auf der Seite zu legen.

Nach dem ungläubigen Erfolg von *Die Vermessung der Welt* ist die Frage entstanden, welche Quellen Kehlmann benutzt hat, von welchem Autoren er sich inspirieren gelassen hat, um seinen literarischen Stil zu formen.

Unter allen Einflüsse, die zu der Erschaffung des „Gebrochenen Realismus“ beigetragen haben, hat die südamerikanische Literatur eine sehr wichtige Rolle in der Karriere Kehlmanns gespielt – wie er selbst zugestanden hat:

Humboldt war mein Schlüssel zu Südamerika, auch in künstlerischer Hinsicht, er war meine Möglichkeit, die Techniken des südamerikanischen Romans sozusagen mit innerer Notwendigkeit zu verwenden. Márquez und Vargas Llosa waren für mich eben auch ein Gegengewicht zu Nabokov, eine Möglichkeit, seinem starken Einfluss in einen ganz anderen Kosmos zu entfliehen<sup>59</sup>.

Nabokovs Werke stellen auch einen Bezugspunkt für die Texte, die bis jetzt in Betracht gezogen worden sind. Markus Gasser hat in seiner Dissertation *Das Königreich im Meer. Daniel Kehlmanns unheimliche Kunst* den folgenden Vergleich angestellt: „Arthur Beerholm, David Mahler, Julian später im *Fernsten Ort*, sie alle ahnen in Teppichen und Tapeten heimliche Muster wie Timofey in Nabokovs *Pnin*“<sup>60</sup>.

Gasser hat auch eine angemessene Analyse der ganzen literarischen Produktion

---

<sup>59</sup> Michael Maar, *Daniel Kehlmann, Qualität allein reicht nicht*, a.a.O.

<sup>60</sup> Markus Gasser, *Das Königreich im Meer*, a.a.O., S.43.

Kehlmanns durchgeführt. In dem oben genannten Werk kommen ganz spezifische Hinweise auf den Texten und den Charakteren von Henri James, Schwedenborg und andere wichtige Autoren der ausländischen Literaturgeschichte. In diesem Beitrag wird nur das Beispiel Nabokovs geliefert, weil Kehlmann selbst ihn als seine Quelle in verschiedenen Angelegenheiten zitiert.

Trotz aller literarischen Strömungen und aller Autoren aus der ganzen Welt, die Kehlmanns Erzählkunst beeinflussen haben, ist der größte Beitrag zu seiner Produktion von den sudamerikanischen Schriftstellern gekommen. Die nicht deutlich erkennbare Grenze zwischen Realität und Selbst-Illusion, die Dimension des Traums, die Kehlmann von diesen Autoren genommen hat und aus seiner persönlichen Art interpretiert und bearbeitet hat, haben die Grundlage des ‚gebrochenen Realismus‘ gestellt:

Er hat in einigen Interviews und Essays ausgeführt, wie sehr er vor allem Nabokov, auch Voltaire und besonders dessen »Candide«, Kleist, Stendhal, Thomas Mann, Proust, Salinger, Updike, Pynchon, Coetzee schätze. Für sein eignes narratives Vorgehen bezieht er sich allerdings in erster Linie auf eine lateinamerikanische Erzählkunst, die eine aktuelle Verbindung von Romantik und Aufklärung geschaffen hat. In den Romanen von Gabriel García Márquez finde man diese so anregenden Zugänge zur Welt der Träume, dieses Verschwimmen der Grenzen zwischen einer Tages- und einer Nachtrealität<sup>61</sup>.

### ***2.3. Wirkungsästhetische Reflexionen***

Nach dieser Analyse der Kehlmanns Erzählkunst sieht sein literarischer Zweck fassbarer aus. Der Autor will die Leser verwirren, sie in seine Welt zu bringen, ihre Sicherheiten zu erschüttern.

Er hat dieses Ziel schon von seinem ersten Werk gesetzt:

Und in seinem ersten Roman, da war er gerade 22 Jahre alt [...], träumt er so sehr vom Ruhm als Zauberkünstler, dass er das Kunststück fertigbringt, den Leser in einen schwindelerregenden Zweifel darüber zu versetzen, was ist und was nicht ist und was deshalb erst recht ist.

Wie in einer Geisterbahn fährt der Leser durch eine kurvenreiche Kunsttheorie, ob er in einem Traum der Wirklichkeit ist, die Wirklichkeit ein Traum des Artisten sei und ob der Schriftsteller Dinge und Berge versetzen und in Brand setzen kann oder ob er das Opfer seiner eigenen Erfindungen ist. Ein

---

<sup>61</sup> Klaus Zeyringer: *Gewinnen wird die Erzählkunst. Ansätze und Anfänge von Daniel Kehlmanns »Gebrochener Realismus«*, a.a.O., S. 36.

Zauberlehrling, der der eigenen Zauberkunst erliegt<sup>62</sup>.

Wie in diesem Kapitel beschrieben worden ist, hat Kehlmann mit den folgenden Schriften an demselben Vorsatz festgehalten. In allen seinen Texten wird am Anfang eine Situation beschrieben, die einfach als „gewöhnlich“ definiert werden könnte: der Protagonist sieht beim ersten Blick wie ein ganz normaler Mensch dargestellt, es gibt kaum Hinweise, dass es um eine besondere und seltsame Figur geht. Im Lauf der Geschichte wird aber immer deutlicher, dass der Autor keine realistische Erzählung geschaffen hat – ganz im Gegenteil. Je mehr die Ereignisse fortgehen, desto unwahrscheinlicher und – anscheinend – bedeutungsloser die Begebenheiten werden: genau wie der Protagonist, verliert sich der Leser in diesem Labyrinth von seltsame Fakten, deren Logik er kaum verstehen kann. Die Vorstellungen der Hauptfigur werden in die Reihenfolge der Erzählung eingeführt, und vermischen sich mit den Tatsachen. Durch diese Strategie wird es bewiesen, dass die Realität nicht immer eindeutig ist, sondern fragmentarisch – Kehlmann erzählt von den Abenteuern seiner Charaktere, um zu zeigen, wie die Wirklichkeit sich als trügerisch erweisen kann, wie sie von den subjektiven Wahrnehmungen eines Individuums beeinflusst werden kann. Der Wiener Schriftsteller ist ein Meister dieser Art, seine Leser dazu zu zwingen, an ihrem eigenen Verstand zu zweifeln. Jeder, der sich in seinem Leben nur einmal mit Kehlmanns literarischen Werken konfrontiert hat, kann einer solche Aussage nur zustimmen.

---

<sup>62</sup> Hellmuth Karasek: *Daniel Kehlmann. Der sanfte Berserker*. In: [www.welt.de](http://www.welt.de), (09.11.2007)

<https://www.welt.de/kultur/article1346525/Daniel-Kehlmann-der-sanfte-Berserker.html> (01.12.17).

### 3. *Die Protagonisten in Kehlmanns frühen Werken*

In allen Werken, die im 2. Kapitel dieses Beitrags in Betracht gezogen wurde, beschäftigt sich der Autor mit sehr ähnlichen Themen, die in verschiedenen Formen in jedem seiner Texte wiederauftauchen. Die zarten Grenzen zwischen Realität und Vorstellung, die Dimension des Traums, die Besonderheit der Hauptfigur, die Rolle der Wissenschaft, alle diese Punkte sind in Kehlmanns frühen Texten zu finden.

Hier sollen die Figuren dieser Werke kurz analysiert werden. Die Charaktere, die der Autor geschaffen hat, sind immer ganz genau voneinander zu unterscheiden, weil alle eigenartige Persönlichkeiten haben. Es gibt aber bestimmte Eigenschaften, die in allen Protagonisten seiner Texte immer wieder vorkommen, so als ob sie alle etwas Gemeinsames haben.

#### 3.1. *Die Hauptfiguren: Das Interesse am Außenseiter*

Bei der Lektüre von den früheren Werken Kehlmanns - egal, ob es um *Beerholms Vorstellung*, *Unter der Sonne*, *Mahlers Zeit*, *Der fernste Ort* oder *Ich und Kaminski* geht – ist schon am Anfang zu verstehen, dass die Hauptfigur kein ganz „normaler“ Mensch ist, sondern etwas Besonderes, etwas Seltsames hat, das das Interesse der Leser weckt.

Arthur Beerholm, David Mahler, Julian und Manuel Kaminski haben alle eine besondere Begabung – Arthur, David und Julian für Mathematik und Physik, Kaminski für Malerei – die eine zentrale Rolle in ihren Leben spielt und in den meisten Fällen die ganze Handlung des Textes beeinflusst. Wie Felicitas von Lovenberg in einem Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* über das Werk *Die Vermessung der Welt* bemerkt hat: „In allen seinen Büchern [...] beschäftigt sich Kehlmann mit Menschen von außergewöhnlicher Intelligenz, die auf höchst unterschiedliche Weise herauszufinden suchen, was die Welt zusammenhält“<sup>63</sup>.

Was diese Figuren am meisten charakterisiert, ist aber nicht ihre Klugheit, sondern ihre Einsamkeit, ihre Isolation. Aus verschiedenen Gründen haben sie alle Schwierigkeiten, sich mit anderen Menschen in Kontakt zu treten und sich mit ihnen auseinanderzusetzen, und

---

<sup>63</sup> Felicitas Von Lovenberg: *Vermessung eines Erfolgs*, in: <<Frankfurter Allgemeine Zeitung>> (25.01.2006)

<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/buecher-vermessung-eines-erfolgs-1305840.html> (01.12.2017).

die Kommunikation mit der äußeren Welt fällt ihnen besonders schwer.

Arthur Beerholm hat eine sehr traurige Kinderheit durchgemacht, der vorzeitige Tod seiner Adoptivmutter hat einen starken Einfluss auf die Entwicklung seiner Persönlichkeit als Erwachsener und ihn dazu gebracht, sich in sich selbst zurückzuziehen. Sein Ziel ist es, die Grenzen des Wissens zu überschreiten. Er versucht auf verschieden Weise, eine höhere Kenntnis zu erlangen, und das hat zur Folge, dass er sich am Ende von der Realität distanziert und in die Welt seiner Phantasie flieht.

Die Hauptfigur von *Mahlers Zeit* ist schon als Kind in Kontakt mit dem Tod gekommen – seine Schwester ist gestorben, als er klein war. David Mahler ist ein Wissenschaftler, der eine sehr große Intelligenz besitzt. Genau wie der Protagonist des ersten Romans von Kehlmann setzt er sich das Ziel, etwas Neues und Großartiges zu finden. Als er glaubt, das geschaffen zu haben, aber nicht in der Lage ist, seine Entdeckung bekannt zu machen, stürzt er in Verzweiflung, was letztendlich zu seinem Tod führt.

In der Novelle *Der fernste Ort* hat Kehlmann einen Helden geschaffen, der denen aus seinen früheren Romanen sehr ähnlich ist: Julian hat auch Interesse an der Wissenschaft – obwohl seine Begabung für Mathematik nicht besonders hoch ist, und er hat auch traurige und Kinderjahre voller Komplexe verbracht – wegen der problematischen Beziehungen in seiner Familie und des belastenden ständigen Vergleichs mit seinem Bruder Paul. Wie Arthur und David hat er kaum Kontakte mit den anderen und sucht die Isolation durch die Inszenierung seines eigenen Todes. Während einer Geschäftsreise riskiert er, im Meer zu ertrinken, und nach dieser Erfahrung fällt ihm die Idee ein, ein reales Ertrinken zu simulieren: „Verschwinden und niemals wiederkehren wie dieser Mann voriges Jahr. Er wäre also nicht einmal der erste gewesen...“<sup>64</sup>. Er kommt ins Hotel zurück, um etwas mit sich zu nehmen, verlässt aber die Dokumente im Zimmer, macht darauf aufmerksam, dass niemand ihn sieht, und von diesem Zeitpunkt beginnt seine Flucht nach seinem eigenen Leben <sup>65</sup>.

Manuel Kaminski hat keine Begabung für Mathematik und Physik, sondern für Kunst, insbesondere für Malerei. Der Druck der äußeren Welt hat ihn gezwungen, sich von den Anderen zu entfernen, allein und isoliert zu leben. Um eine größere Distanz zwischen sich und der Menschheit zu schaffen, ist er darauf verfallen, sich als blind zu verstellen.

In dem Erzählband *Unter der Sonne* sind die Protagonisten der einzelnen Kurzgeschichten und ihre interpersonellen Beziehungen nicht so gut beschrieben wie in

---

<sup>64</sup> Daniel Kehlmann, *Der fernste Ort*. Suhrkamp Verlage, 10. Auflag, Frankfurt am Main 2015, S.21.

<sup>65</sup> Zu einer genauen Analyse der Figur Julian vgl. Kapitel 4. dieser Untersuchung, a.a.O.

den bis jetzt genannten Werken – die einzelnen Geschichten sind nämlich zu kurz, um eine lange und detaillierte Beschreibung der Hauptfiguren liefern zu können. Trotzdem ist Kehlmann in der Lage, ihre Isolation und Einsamkeit nachvollziehbar zu machen:

Die Protagonisten sind Einzelgänger oder Sonderlinge und sie gleichen sich in der Unfähigkeit, sinnvolle zwischenmenschliche Beziehungen zu unterhalten. Familiäre Bindungen sind weitgehend inexistent, soziale Kontakte werden nicht gepflegt bzw. abgebrochen. Etliche Protagonisten leben allein und unterhalten lose Familienbeziehungen wie eine routinemäßige Alltagsverpflichtung<sup>66</sup>.

Genau wie in *Beerholms Vorstellung*, *Mahlers Zeit* und *Der fernste Ort* hat dieser existentielle Zustand für die Protagonisten der verschiedenen Erzählungen sehr negative Folgen:

Unter den Figuren, von denen erzählt wird, überwiegen die merkwürdig gestörten, sich absondernden oder in Isolation geratenen Menschen. Lebensmonotonie und der plötzlich entfachte Wunsch nach dem Ausbruch führen in den meisten Erzählungen zu den Katastrophen<sup>67</sup>.

### **3.2. Die Nebenfiguren: Die Bedeutung der Akteure im Halbschatten**

Die Nebenfiguren spielen auch eine wichtige Rolle in den frühen Werken Kehlmanns, obwohl ihre Anwesenheit und ihr Verhalten im Lauf der Erzählung ganz gewöhnlich und fast bedeutungslos erscheinen können.

Joakim Rickes hat eine sehr genaue und ausführliche Analyse einer spezifischen Nebenfigur in der literarischen Produktion des Autors gemacht – von *Beerholms Vorstellung* bis zu *Ruhm*: In seinem Buch *Sagen Sie »Karl Ludwig« zu mir. Die Metamorphosen des »Teufels« bei Daniel Kehlmann* hat er sich auf eine besondere Typologie des Charakters konzentriert, der in jedem der besprochenen Texte vorkommt und deren Bedeutung für die Entwicklung der Handlung zentral ist, obwohl es nicht um eine Hauptfigur geht.

Rickes hat einen Prototyp erkannt, der in allen frühen Werken Kehlmanns vorkommt und – selbstverständlich mit einigen Variationen - jedes Mal von denselben Eigenschaften

---

<sup>66</sup> Ina Brendel Perpina: *Unter der Sonne*, a.a.O., S.146.

<sup>67</sup> Walter Hink: *Zeitzünder in der Couchecke. Daniel Kehlmanns Erzählungsband "Unter der Sonne", in <<Frankfurter Allgemeine Zeitung>> (18.03.1998) Nr. 65, S.42.*

<<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/rezension-belletristik-zeitzuender-in-der-couchecke-1259918.html>> (01.12.2017).

bestimmt wird und eine fundamentale Rolle in der Geschichte spielt: Es geht immer um einen „Kerl“, der in verschiedenen Formen erscheint und in dem der Kritiker eine moderne Version des Teufels erkennt und bei dem symbolischen Namen »Karl Ludwig« nennt<sup>68</sup>. Rickes stellt die Hypothese auf, dass der Autor sich bei der Wahl dieses Namens auf dem Werk von Thomas Mann bezogen hat „Ludewig‘ ist in Thomas Mann „Doktor Faustus“ einer der Namen, mit denen der Leibhaftige bezeichnet wird“<sup>69</sup>.

Dieser Typus kommt in jedem Werk vor, manchmal auch in demselben Werk in verschiedenen Formen. Wie Rickes präzisiert: „Karl Ludwig ist überall zu finden“<sup>70</sup>.

Seiner Analyse ist zu entnehmen, dass der Teufel in den ersten Texten Kehlmanns von nebensächlichen Charakteren verkörpert wird. Dann gewinnt er, ein Werk nach dem anderen, eine immer spezifischere Charakterisierung. Kehlmann beschreibt ihn immer genauer, und seine Persönlichkeit gewinnt für den Leser immer klarere Umrisse: „Die Randfigur gewinnt an Bedeutung, je mehr man sich mit dem Werk des noch jungen Autors auseinandersetzt“<sup>71</sup>.

Auf der Basis von Rickes Beitrag wird im Folgenden gezeigt, wie Karl Ludwig in den einzelnen Werken Kehlmanns erscheint und was für eine Bedeutung er in der Narration jeweils hat.

In *Beerholms Vorstellung* steckt der Teufel in der Haut des Taxifahrers - im Lauf der Geschichte tauchen viele Taxifahrer auf, sie sind aber abstrakte Figuren, die keine bestimmten Eigenschaften haben:

In Daniel Kehlmanns erstem Roman bleiben auch die auftretenden Taxifahrer unauffällige Figuren am Rand des Geschehens. Ihr Erscheinen fällt zwar jeweils mit wichtigen Einschnitten in Artur Beerholms Entwicklung zusammen. Allerdings wird – mit Ausnahmen eines Details – keiner dieser Fahrer näher beschrieben.<sup>72</sup>

Hier ist Karl Ludwig nicht so deutlich gekennzeichnet, dass er die Aufmerksamkeit des

---

<sup>68</sup> In dem Beitrag: *Sagen Sie »Karl Ludwig« zu mir. Die Metamorphose des »Teufels« bei Daniel Kehlmann* hat Rickes diese Figur mit den Namen »Karl Ludwig« bezeichnet, weil er in *Ich und Kaminski* sich genau mit diesem Namen vorstellt. Das ist der einzige Mal, dass der Kerl eine anagraphische Identität hat.

<sup>69</sup> Joakim Rickes: *Die Metamorphose des »Teufels« bei Daniel Kehlmann, »Sagen Sie Karl Ludwig zu mir«*. Würzburg: Königshausen & Neumann GmbH, 2010, S.34.

<sup>70</sup> Ebd., S.11.

<sup>71</sup> Ebd.

<sup>72</sup> Ebd., S.16.



Lesers erwecken könnte. Er ist aber auf jedem Fall da, und seine Anwesenheit ist kein einfacher Zufall.

In *Unter der Sonne* wird der Teufel wieder von der Figur des Taxifahrers verkörpert: „Mehrfach werden in den einzelnen Texten des Erzählbandes Taxifahrer erwähnt“<sup>73</sup>. Allerdings sind die Taxifahrer in jeder Geschichte nicht ausführlich beschrieben. Die meist begrenzte Länge des Textes lässt keine Möglichkeit, der Charakterisierung der Nebenfiguren zu viele Seiten zu widmen – und ihre Rolle innerhalb der Handlung erscheint auch als eher nebensächlich. Bemerkenswert ist aber, dass der Autor trotz der Kürze der einzelnen Erzählungen nicht auf der Erscheinung eines „Karl Ludwig“ verzichtet.

In *Mahlers Zeit* geht Kehlmann einen Schritt weiter. In diesem Werk ist eine bedeutende Entwicklung dieser Figur zu erkennen:

Erst im zweiten Roman „Mahlers Zeit“ (1999) gewinnt eine eigene Teufelsgestalt Konturen. Sie taucht im Text nur zweimal auf, ist allerdings eindeutig als der Leibhaftige gekennzeichnet. In ihren beiden Auftritten greift die Figur wesentlich ins Handlungsgeschehen ein<sup>74</sup>.

„Karl Ludwig“ ist nicht mehr ein nebensächlicher Charakter, der kaum bemerkenswert ist, sondern gewinnt im Roman eine viel konkretere Präsenz: Gegenüber dem abstrakt bleibenden Teufel und den fast anonymen Taxifahrern in *Beerholms Vorstellung* und *Bankraub* hat die Teufelsfigur hier „merklich Konturen gewonnen“<sup>75</sup>. Nach Rickes ist der Teufel in diesem Roman „ein entschieden agierender Mann, der durch Spottlust und Bosheit charakterisiert wird“<sup>76</sup>.

In diesem Roman werden zum ersten Mal einige Angaben über Karl Ludwigs Aussehen geliefert, die den Lesern erlauben, sich den Mann vorzustellen: „Beachtenswert ist, dass die Gestalt jeweils eine kleine körperliche Deformation aufweist: zunächst die auffällige Nase, dann den Seehundbart, schließlich die gut sichtbare Zahnlücke und den schmalen Schatten“<sup>77</sup>.

Kehlmann gibt aber nicht nur eine sterile Beschreibung, sondern auch spezifische Hinweise, damit diese Gestalt und ihre Rolle fassbarer werden: „Auch bestimmte Gesten

---

<sup>73</sup> Ebd., S. 19.

<sup>74</sup> Ebd., S.23.

<sup>75</sup> Ebd., S.25.

<sup>76</sup> Ebd.

<sup>77</sup> Ebd.

bei der Begegnung mit der Hauptfigur sind auffällig: das Reiben der Nase des Taxifahrers, das Schließen eines Auges sowie das Lecken der Lippen bei dem Mann an der Rezeption<sup>78</sup>. Erst jetzt erschließt sich die Verbindung zwischen dem Teufel und dem Protagonisten: „Eine neue Variante in ‚Mahlers Zeit‘ ist, dass der Teufel mit der Person altert, die er verfolgt“<sup>79</sup>.

In diesem Roman wird klar, dass die von Kehlmann eingeführten Randfiguren nicht nur Komparsen sind, sondern eine spezifische Aufgabe in der Geschichte haben. Ihre Rolle ist dabei durch ein Netz von Symbolen verborgen:

Beachtenswert ist, wie eng die Figur des Teufels im Roman in die bei Kehlmann stets sorgfältig komponierte Farbsymbolik eingebunden ist. So spielt in Mahlers letzten Wahrnehmungen die Farbe „gelb“ eine wichtige Rolle. Sie ist im Text vor allem auf das zentrale Sonnensymbol bezogen<sup>80</sup>.

In diesem Roman Kehlmanns wird besonders klar, dass alle diese Figuren im Halbschatten eine tiefere Bedeutung haben, als es vorher vielleicht schien.

In der Novelle *Der fernste Ort* nun gibt es eine weitere Entwicklung in der Darstellung dieses Typus – die Präsenz des Teufels wird immer konkreter. Im Vergleich zu den früheren Texten Kehlmanns wird er mit spezifischeren und prägenderen physischen Eigenschaften beschreiben: „Nach ihrer noch kaum greifbaren Einführung in ‚Beerholm Vorstellung‘ und ‚Unter der Sonne‘ gewinnt die Teufelsfigur in Daniel Kehlmanns folgenden Prosatexten deutlichere Konturen. Ins Augen fallen jeweils leichte körperliche Deformationen: eine Zahnücke, dicke Lippen, die Knollennase“<sup>81</sup>.

Die wichtigste Variation zum Thema der Teufelsfigur, die in diesem Text deutlich auffällt, ist die Tatsache, dass sie nicht mehr in einem einzigen Charakter zu erkennen ist. Obwohl der Autor an seinem Prototyp festhält, und auf den Eintritt des Taxifahrers nicht verzichtet kommen, im Lauf der Erzählung verschiedene männliche Figuren vor, die als Personifizierung von Karl Ludwig betrachtet werden können. Ricke meint: „Im dritten Roman ‚Der fernste Ort‘ (2001) tritt die Teufelsfigur erstmals eindeutig in der Rolle eines Taxifahrers auf“<sup>82</sup> und fährt fort:

---

<sup>78</sup> Ebd.

<sup>79</sup> Ebd.

<sup>80</sup> Ebd., S.26.

<sup>81</sup> Ebd., S.29.

<sup>82</sup> Ebd., S.27.

Allerdings bleibt die Figur nicht nur äußerlich, sondern auch in ihrem Handeln variabel. Beachtenswert ist, dass alle Gestalten Berufe ausüben, die sie mit vielen Menschen in Kontakt bringen: Taxifahrer, Hotelrezeptionist, Bahnwärter, Theaterkritiker. Ebenso auffällig ist ihre Bindung an die modernen Verkehrsmittel Automobil, Flugzeug und Bahn<sup>83</sup>.

Wie Rickes beobachtet, wird die Verbindung zwischen dem Teufel und dem Protagonisten – die schon in *Mahlers Zeit* zu spüren ist, in *Der fernste Ort* verstärkt. Er ist eine dynamische Figur, die im Zusammenhang mit dem Protagonisten der Geschichte agiert. Genau wie Julian sind in dieser Novelle die verschiedenen Varianten von „Karl Ludwig“ immer in Bewegung: „Die Teufelsgestalten setzen bevorzugt bei den Mobilitätsbedürfnissen der Hauptfiguren an, die von den Taxifahrern mitunter geradezu vorausgeahnt werden“<sup>84</sup>. Julian ist ständig auf der Flucht, aber er wird immer von einem von diesen Kerlen begleitet: die Taxifahrer bringen ihm von einem Punkt nach dem anderen, der Bahnwärter ist im Zug mit ihm. Der Protagonist wird von Karl Ludwig und seinen Brüdern verfolgt – es könnte die Hypothese aufgestellt werden, dass diese Präsenz in diesem besonderen Fall eine bestimmte Bedeutung hat: Julian will verschwinden, er gibt sich Mühe, damit seine Familie und seine Bekannten ihn tot glauben, aber Karl Ludwig ist immer da, egal wo er fährt oder wie weit er sich entfernt – das könnte symbolisieren, dass sein Fluchtversuch immer wieder scheitert<sup>85</sup>.

Mit seinem nächsten Roman geht Kehlmann noch einen Schritt weiter: In *Ich und Kaminski* hat der Teufel das einzige Mal einen Namen – und zwar tatsächlich Karl Ludwig. Die Figur besitzt in diesem Fall eine eigene Identität, ihre Rolle und ihr Gewicht in der Erzählung werden dadurch stärker gemacht. Der Unterschied mit den Teufeln in den vorherigen Text besteht aber nicht nur darin. Sie wird wiederum gründlicher als zuvor beschrieben, es gibt verschiedene Details, die Hinweise auf einen zusätzlichen Fortschritt in der Charakterisierung liefern: „Auffällig ist, dass das Äußere der Figur bei jedem weiteren Auftritt in Kehlmanns Werk variiert und differenziert wird“<sup>86</sup>. Die zahlreichen Angaben, die der Schriftsteller im Lauf der Erzählung ab und zu einfließt, ermöglichen es dem Leser, sich ein konkretes Bild von dieser Gestalt zu machen – es handelt sich nur um Kleinigkeiten, die aber zu einer fassbareren Vorstellung von Karl Ludwig beitragen: „Ein neues, wichtiges Attribut der Figur in ‚Ich und Kaminski‘ ist die

---

<sup>83</sup> Ebd., S.29-30.

<sup>84</sup> Ebd., S.30.

<sup>85</sup> Zu einer ausführlicheren Analyse von Julians Streben nach der Flucht vgl. mit Kap.4. dieser Untersuchung, a.a.O.

<sup>86</sup> Joakim Rickes: *Die Metamorphose des »Teufels« bei Daniel Kehlmann, a.a.O., S. 34.*

Hornbrille, die die tradierten Teufelshörner ersetzt. Ebenfalls hinzugekommen sind die fettigen schwarzen Haare und die hervorstehenden Zähne<sup>87</sup>. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass in diesem Roman nicht nur das Aussehen von Karl Ludwig tiefer und gründlicher als in den früheren Texten dargestellt wird, sondern auch seine Persönlichkeit:

„Deutlich gesteigert erscheint auch jeweils der Grad an Spottlust und Aggressivität gegenüber der Hauptfigur. Der Rollenwechsel von Taxifahrer zum Autodieb bleibt dem Feld der Mobilität verhaftet. Folgerichtig ändert die neue Rolle nichts an der Wirkung des Teufels. Karl Ludwigs kurz Auftritt löst eine empfindliche Störung von Sebastian Zöllners Plänen aus“<sup>88</sup>.

Dem ist zu entnehmen, dass die Interaktion dieser Gestalt mit den anderen Charakteren aktiver ist – das Verhalten und die Taten des Teufels haben in *Ich und Kaminski* eine Auswirkung auf den Protagonisten, die von ihm beeinflussen werden. Wie Rickes beobachtet hat, wird diese Verbindung mit der Hauptfigur nicht nur durch das Handeln von Karl Ludwig, sondern auch durch ein strategisches narratives Mittel deutlicher gemacht - der Teufel hat einige Eigenschaften mit dem Helden gemein: „[...] wesentliche Persönlichkeitszüge Sebastian Zöllners (spiegeln sich) im Wesen von Karl Ludwig“<sup>89</sup>. Dementsprechend könnte die Hypothese aufgestellt werden, dass der negative Einfluss dieser Figur in der Geschichte durch seine Ähnlichkeiten mit dem Antagonisten betont wird. Dynamisch, selbstbewusst, mutig, aggressiv - mit diesem Roman kommt der Teufel aus dem Halbschatten aus, um eine konkrete Figur zu werden.

*Die Vermessung der Welt* – Kehlmanns „Hauptgewinn“<sup>90</sup> – ist der einzige der bisher erwähnten Texte, in dem die diabolische Figur fehlt: „Im Kontext der vorhergehenden und nachfolgenden Teufelsgestalten in Daniel Kehlmanns Werk fällt besonders ins Auge, dass sein 2005 erschienener Roman ‚Die Vermessung der Welt‘ keine entsprechende Figur aufweist“<sup>91</sup>. In seinem Beitrag hat Rickes versucht, eine befriedigende Erklärung für diese Abweichung von dem Standard-Schema des Autors zu finden<sup>92</sup>, was ihm aber

---

<sup>87</sup> Ebd.

<sup>88</sup> Ebd.

<sup>89</sup> Ebd.

<sup>90</sup> Kehlmann: *«Die Vermessung der Welt» ist mein Hauptgewinn*, a.a.O.

<sup>91</sup> Joakim Rickes: *Die Metamorphose des »Teufels« bei Daniel Kehlmann*, a.a.O., S.37.

<sup>92</sup> In diesem Beitrag wurde in verschiedenen Gelegenheiten betont, wie Kehlmanns sich in seinen früheren literarischen Texten an bestimmten Punkte festhält – Gebrochener Realismus, Besonderheit der Protagonisten, usw. – die in jedem Werk auf verschiedenen Arten vorkommen und in verschiedenen Varianten präsentiert werden. Die Figur des Teufels gehört zu diesem Schema, und das fällt auf, dass dieses Element in *Die Vermessung der Welt* abwesend ist.

nicht gelungen ist: „Über die Gründe für den Verzicht auf Karl Ludwig bzw. seine Vorgänger lassen sich nur Vermutungen anstellen“<sup>93</sup>. Was er bemerkt, ist die Tatsache, dass dieser Roman im Zusammenhang des Gesamtwerkes etwas Einzigartiges ist, der zwar zu der früheren Produktionen Kehlmanns passt, sich aber auch deutlich von ihnen unterscheidet. *Die Vermessung der Welt* ist im Vergleich zu den vorherigen Texten ein Sonderling: Die Handlung spielt in der Vergangenheit, und die Protagonisten sind Menschen, die wirklich existierten und weltweit bekannt sind – Karl Friedrich Gauß und Alexander und Wilhelm von Humboldt. In seinem neuen und so außergewöhnlichen Werk hat Kehlmann keinen Platz für Karl Ludwig gefunden – es kann nur vermutet werden, aus welchen Gründen er auf diese Figur verzichtet hat. Rickes stellt die Hypothese auf, dass der Teufel in diesem Roman von anderen besonderen Charaktere ersetzt worden ist. Dieser Ersatz könnte von dem rationalen Element der Wissenschaft dargestellt werden, die von den Figuren von Humboldt und Gauß verkörpert wird: „(Es) ist wahrscheinlicher, dass der ausgeprägte Rationalismus der beiden Hauptfiguren Humboldt und Gauß den Einsatz einer Teufelsgestalt wenig ergiebig erscheinen lässt“<sup>94</sup>. Der Kritiker sucht aber auch nach einer anderen Erklärung, die mit dem historischen Zusammenhang des Werkes verbunden ist:

Möglicherweise hängt die Abwesenheit der Leibhaftigen [...] damit zusammen, dass es bei der Darstellung des 19. Jahrhunderts um ein ganz anderes Problem geht, das folgerichtig einen anderen Vertreter erfordert. Schließlich findet hier nach den vielen Teufelsbegegnungen zum bislang einzigen Mal in Kehlmanns Werk ein – literarisch ebenfalls traditionsreich – Gottesgespräch statt. Der markante Auftritt der – theologisch gesehen – Komplementärgestalt bildet bei gleichzeitiger Abwesenheit der Teufelfigur innerhalb des Gesamtwerkes einen bemerkenswerten Kontrapunkt.<sup>95</sup>

Dieser Unterschied zu den anderen bis jetzt analysierten Werken bestätigt auf jeden Fall, dass *Die Vermessung der Welt* ein Sonderling in der frühen Produktion Kehlmanns ist, in dem aber schon alle Themen der anderen Texte vorkommen.

In dem nächsten und sehr erfolgreichen Roman *Ruhm*, der im Jahr 2012 ebenfalls verfilmt worden ist, taucht der Teufel noch einmal auf – diesmal in neuen Formen, die als eine Art von Zusammenfassung und Weiterentwicklung der vorherigen Versionen erscheinen. In allen Karl Ludwig, die in diesem Werk zu finden sind, synthetisiert Kehlmann alle Eigenschaften, die schon in allen früheren „Karl Ludwigs“ vorhanden

---

<sup>93</sup> Joakim Rickes: *Die Metamorphose des »Teufels« bei Daniel Kehlmann, a.a.O., S.37.*

<sup>94</sup> Ebd., S.37.

<sup>95</sup> Ebd.

sind:

Eine interessante Weiterentwicklung der Teufelsfigur in „Rosalie geht Sterben“ und später in „Wie ich log und starb“ stellt die Verschmelzung von Autodieb und Taxifahrer dar. Ansonsten sind gegenüber „Ich und Kaminski“ manche Modifikationen, aber keine grundlegenden Veränderungen zu erkennen. Die Figur ist ein gebildeter Spötter, Lügner und Dieb, der unerwartet auftaucht, eigentümliche Reden führt und ebenso plötzlich wieder verschwindet.<sup>96</sup>

Es ist wohl zu bemerken, dass der Autor sich dafür entschieden hat, die von ihm selbst geschaffenen Teufel als Vorbild für die Teufel dieses Romans zu benutzen. In Gegensatz zu *Beerholms Vorstellung, Unter der Sonne, Mahlers Zeit, Der fernste Ort* und *Ich und Kaminski* – kurze und einfache Texte, die als die ersten Versuche eines jungen Schriftsteller im Bereich der literarischen Produktion betrachten werden können - ist *Ruhm* ein großer Roman, der aus mehreren Teilen besteht und dessen Handlung wesentlich ist. Es sollte auch nicht vernachlässigt werden, dass er nach dem großen Erfolg von *Die Vermessung der Welt* verfasst wurde: Kehlmann war bekannt geworden, die Kritik und das Lesepublikum hatten sein Talent entdeckt, die Erwartung an ihn waren immens hoch geworden. Nach dem Experiment mit einer für ihn außergewöhnlichen Gattung – dem historischen Roman – kehrt der Schriftsteller zu seinem literarischen Lieblingsgenre zurück: eine Geschichte, die in der Gegenwart spielt und deren Hauptfigur ein kluger, einsamer und seltsamer Mensch ist, wobei Mobilität und Dynamismus eine zentrale Rolle spielen. In einem solchen Szenarium kann „Karl Ludwig“ nicht fehlen. Wie der „gebrochener Realismus“<sup>97</sup> ist diese besondere Interpretation des Teufels ein Charakteristikum der Poetik Kehlmanns: „Die Randfigur Karl Ludwig und ihre Brüder stehen für den hohen Rang von Daniel Kehlmanns Erzählkunst“<sup>98</sup>. Dieser Teufel hat nichts mit dem Teufel der Tradition zu tun: Kehlmann hat einen neuen Charakter erfunden, der ganz anders erscheint als frühere Vorbilder, den Leser aber sehr tief erreicht: „Bei ihm (Kehlmann) erhalten die Teufelsgestalten lediglich Kurzauftritte, die von ihnen höchst effektiv genutzt werden“<sup>99</sup>.

Es ist auch interessant zu bemerken, dass diese neue Teufelsgestalt auch zu einem Vorbild für andere Schriftsteller geworden ist: „Auf sein Gesamtwerk bezogen, hat sich hier bereits eine Traditionslinie der Teufelsauftritte und –Merkmale ausgebildet“<sup>100</sup>.

---

<sup>96</sup> Ebd., S.55.

<sup>97</sup> Vgl. mit Kapitel 2. dieses Beitrags, a.a.O.

<sup>98</sup> Joakim Rickes: *Die Metamorphose des »Teufels« bei Daniel Kehlmann, a.a.O., S.95.*

<sup>99</sup> Ebd., S. 94.

<sup>100</sup> Ebd.

Diese von Rickes durchgeführte Analyse der Teufelsfigur trifft genau den Fokus der vorliegenden Beschäftigung mit *Der fernste Ort*: Die frühen literarischen Werke Kehlmanns sind miteinander verbunden, die Grundkonzepte seiner Poetik sind in allen seinen frühen und auch in den späteren Texten zu finden, so dass die Kenntnis der hier übersetzten Erzählung entscheidende Einblicke in Kehlmanns literarische Welt eröffnet, wie es der Literaturkritiker folgendermaßen zusammenfasst: „Daniel Kehlmanns unauffälliger Hinweis, dass die eigenartige Taxifahrgestalt in seinen Büchern ‚immer wieder‘ vorkomme, macht darauf aufmerksam, dass sein Gesamtwerk in den Blick zu fassen“<sup>101</sup>.

Wie der „Gebrochene Realismus“ kann die konstante Präsenz eines diabolischen „Karl Ludwig“ für entscheidendes Element der literarischen Produktion des Wiener Schriftstellers gehalten werden: ein Element, das von ihm selbst sozusagen neu erfunden wurde und sein Gesamtwerk charakterisiert, ja sogar zum Vorbild für andere Autoren wurde.

In Bezug auf dieser Figur findet Rickes einige Merkmale der „traditionelle“ Teufel im Gesamtwerk Kehlmanns, besonders im Roman *Ich und Kaminski*: „Karl Ludwig wird deutlicher als seine Vorgänger literarischen und kunsthistorischen Traditionen der Teufelsdarstellung zugeordnet“<sup>102</sup>.

Der Kritiker vermutet, dass Kehlmann sich bei der Erschaffung dieser Figur nicht nur von *Doktor Faustus* von Thomas Mann, sondern auch von Goethes *Faust II* hat inspirieren lassen: „Mit seiner spöttischen Diktion und seiner ironisch eingesetzten Bildung weist Karl Ludwig deutlich mephistophelische Züge auf – allerdings in sehr reduziertem Format. Das ist kein Zufall, sondern gehört zur durchdachten Entfaltung der Figur“<sup>103</sup>. Dies ist ein zusätzlicher Beleg dafür, dass der Wiener Autor die deutsche Literatur sehr gut kennt und in der Lage ist, die Elemente der Tradition nach seinen persönlichen Intentionen seinen Werken und seinen Figuren anzupassen.

Kehlmann ist natürlich nicht der erste Schriftsteller, der sich mit der Teufelsfigur konfrontiert hat. Es gibt zahlreiche Autoren auf der ganzen Welt, die die Gestalt des „traditionellen“ Teufels überarbeitet haben: „Der Teufel, der nie ganz aus der Literatur

---

<sup>101</sup> Ebd., S.14.

<sup>102</sup> Ebd., S.34.

<sup>103</sup> Ebd.

verschwunden ist, hat gegenwärtig wieder bemerkenswerte Konjunktur<sup>104</sup>. Rickes betont, dass Karl Ludwig – unter anderem - einige Eigenschaften von *Lain Coubert von Der Schatten des Windes* und von Barrista von *Das neue Leben* geerbt hat<sup>105</sup>. In diesen Romanen ist ohne Zweifel eine Entwicklung dieser Figur zu bemerken – es kommen aber bestimmte Elemente vor, die mit der „alten“ Teufelsauffassung verbunden sind. Die größte Innovation Kehlmanns besteht in Bezug auf diese Gestalt darin, dass er auf bestimmte traditionelle Züge verzichtet:

Von solcher episch orientierten Bearbeitung des Teufelsstoffs setzt sich Daniel Kehlmann deutlich ab. Nicht zufällig bleiben in seinen Texten die eingeführten Elemente literarischer Teufelsgeschichten – der Pakt, die Unterschrift mit Blut, die Verwandlung in einen Pudel, Wunscherfüllung und Höllenfahrt, der hinkende oder geprellte Teufel – fast unbeachtet<sup>106</sup>.

Der Teufel ist bei Kehlmann nicht eine machtvolle transzendente Figur, die gegen Gott kämpft und den Menschen große Angst macht. Er ist einfach ein böser, armer Mensch, auf den die anderen kaum achten. Wie die Hauptfiguren in Kehlmanns Werken kann er als ein „Außenseiter“ definiert werden: „Der Kurzauftritt in ‚Ich und Kaminski‘ signalisiert, dass der Teufel in der Gegenwart zum armen Teufel geworden, zum abgerissenen, hungrigen Autostopper heruntergekommen ist“<sup>107</sup>.

---

<sup>104</sup> Ebd., S.93.

<sup>105</sup> Vgl. mit Joachim Rickes, *Die Metamorphose des »Teufels« bei Daniel Kehlmann, a.a.O.*, S. 93-94.

<sup>106</sup> Ebd., S.94.

<sup>107</sup> Ebd., S.34.



#### 4. *Der fernste Ort: Flucht als Überlebensstrategie*

Im Kapitel 3.1 dieses Beitrags wurden die gemeinsamen Eigenschaften der Protagonisten in Kehlmanns früheren Werken analysiert – es wurde besonders hervorgehoben, aus welchen Gründen sie jeweils für außergewöhnliche Menschen gehalten werden können.

Im Folgenden fokussiert sich die Untersuchung auf die Hauptfigur des Romans *Der fernste Ort*: Julian ist der typische Held Kehlmanns, klug, einsam, in sich selbst verschlossen. Das, was ihn am meisten charakterisiert, ist sein Streben nach einem neuen Leben – einen Wunsch, den auch die anderen Protagonisten von Kehlmanns literarischen Werke teilen, der hier aber durch das Verschwinden und die Inszenierung eines Todes konkretisiert wird. Die Aussage von Ulf Abram in seinem Beitrag: *Daniel Kehlmanns Erzählung vom Verschwinden als Spiel mit Genreerwartungen und Dekonstruktion realistisches Erzählens im Unterricht* fasst die Pointe dieser Novelle knapp und treffend zusammen: „Das ‚Verschwinden‘ ist ein zentrales Motiv“<sup>108</sup>.

##### 4.1. *Der Protagonist: Julian oder Die Suche nach einem Fluchtpunkt oder Ausweg*

In der Charakterisierung des Helden in diesem Roman hält der Schriftsteller an dem Vorbild seiner vorherigen literarischen Texte fest: Schon aus den ersten Zeilen der Novelle ist zu entnehmen, dass Julian – genau wie Arthur Beerholm, Manuel Kaminski und David Mahler - ein Außenseiter ist, der Schwierigkeiten mit den Beziehungen zu den anderen Menschen hat. Am Anfang der Erzählung macht er sich Sorgen, weil er vor seinem Chef und vor seinem Publikum einen Vortrag halten soll und nicht darauf vorbereitet ist – deshalb trifft er die Entscheidung, zu fliehen und seinen Tod als ein Ertrinken im Meer zu inszenieren. Ein solcher Wendepunkt schon zum Beginn der Geschichte kommt recht unerwartet und könnte den Leser ziemlich verwirren.

Im Verlauf der Erzählung wird aber immer deutlicher, warum sich Julian so rasch und impulsiv für die Flucht entschlossen hat. Genau wie die anderen schon genannten Figuren in Kehlmanns Romanen hat er sich schon immer einsam gefühlt, sein Leben hat ihm nie gefallen, er hat nie ein wirklicheres Zuhause gefunden. Wie Markus Gasser in seinem

---

<sup>108</sup> Ulf Abraham: *Daniel Kehlmanns Erzählung vom Verschwinden als Spiel mit Genreerwartungen und Dekonstruktion realistisches Erzählens im Unterricht*, a.a.O., S. 185.

Beitrag über Kehlmann und sein Gesamtwerk zusammenfasst: „Von klein auf ist für ihn [...] Wirklichkeit ein im Wortsinn unheimlicher Ort [...]. Existenz ist Exil, bei dem man die Tage zählt wie ein Sterbestatistiker Tote“<sup>109</sup>.

Dieses Streben nach Flucht aus seiner Welt und aus den Menschen, mit denen er seinen Alltag verbringt, hat er schon als Kind gefühlt – eine andere Eigenschaft, die Julian mit Arthur, David und Manuel verbindet. Die schwierige Situation der Beziehung innerhalb seiner Familie, der Vergleich mit dem Bruder Paul, die Unterdrückung durch die bösen Schulkameraden, alles trägt dazu bei, dass der Junge sich wünscht, zu verschwinden: „Dort, wo man nicht ist und wohl auch nie hingelangt, wäre das Leben besser: Diese Illusion hat der Held seit seiner Kindheit gepflegt“<sup>110</sup>.

Das Streben nach einer Flucht wird in Julians Herzen immer stärker. Das, was ihm endlich den Mut gibt, diesen Gedanken in die Tat umzusetzen, ist etwas wie eine Offenbarung während des Geschichtsunterrichts. Hier erfährt er von seiner Lehrerin zum ersten Mal etwas über die Existenz von *Ultima Thule*: „Thule, sagte die Deutschlehrerin, so nannte man früher den jeweils abgelegensten Teil der Welt. *Ultima Thule*, der fernste Ort“<sup>111</sup>. Das ist der Wendepunkt der Novelle. Julian wird von dieser neuen Erkenntnis fasziniert, und von diesem Moment an beginnt die abstrakte Idee der Flucht sich in ein konkretes Projekt zu verwandeln. Der 11-jährige Julian geht jetzt mit der Absicht aus dem Haus, nie wieder zurückzukommen. Er wird allerdings ertappt und zurückgebracht, aber das Streben nach der Flucht verlässt ihn nicht mehr.

Im Lauf der Jahre verbessert sich die Situation nicht. Er gibt sich Mühe, sich ein neues Leben zu schaffen, eine ganz gewöhnliche Existenz zu führen, feste und dauerhafte Beziehungen zu leben, aber seine Versuche scheitern. In der Welt, in der er lebt, fühlt sich Julian nicht wohl. Es fehlt ihm etwas, so als ob er ständig unter Druck stünde und sich nicht an seinem richtigen Platz befände. Auch wenn es aussieht, als ob etwas gut gehe, scheitert alles ganz schnell wieder: „Auf dem Weg zu seiner Freundin Clara, die ihm mitteilen wird, dass sie schwanger ist, empfindet er sein Leben als Gefängnis, aus dem es ein Entkommen geben müsse“<sup>112</sup>.

Endlich dann findet er den Mut, zu entkommen. Das bedeutet aber nicht, dass Julian eine

---

<sup>109</sup> Markus Gasser, *Das Königreich im Meer*, a.a.O., S. 56.

<sup>110</sup> Ulf Abraham: *Daniel Kehlmanns Erzählung vom Verschwinden als Spiel mit Genreerwartungen und Dekonstruktion realistisches Erzählens im Unterricht*, a.a.O., S.187.

<sup>111</sup> Daniel Kehlmann, *Der fernste Ort*, Suhrkamp Verlag, 10. Auflage, Frankfurt am Main 2015, S. 30.

<sup>112</sup> Ebd.

Lösung für seine Probleme entwickelt hat. Als er sich entscheidet, von seinem bisherigen durchgeführten Leben fortzulaufen, wird er in einem wilden Wirbel von seltsamen Ereignissen fortgerissen, die der Leser kaum verstehen kann – wie es ja auch in den anderen Büchern Kehlmanns immer schwieriger wird zu unterscheiden, ob die erzählten Fakten wirklich passieren oder eine bloße Vorstellung des Protagonisten sind<sup>113</sup>. Diese plötzliche und impulsive Flucht befreit Julian nicht – ganz im Gegenteil. Er fühlt sich immer mehr als ein Gefangener ohne Ausweg – an jedem Ort, an dem er sich nach seinem Verschwinden befindet, sieht er Gefahren, die ihn dazu zwingen, wieder wegzulaufen. Gasser hat eine sehr angemessene Definition gefunden, um die Gemütsverfassung des Protagonisten in dieser Novelle zu beschreiben: „Belogen und von Feinden umgeben, ist Julian innerlich ständig auf der Flucht aus diesem perfekt inszenierten Inferno verworrener Schabigkeit ‚ins Freie‘ und ‚hinaus‘. Überall ist es besser, wo er gerade nicht ist“<sup>114</sup>.

Am Anfang der Erzählung wird die Flucht als eine konkrete Tat – die Folge von Julians Aktionen nach seinem Verschwinden werden ganz ausführlich erzählt, damit der Leser den Eindruck hat, dass *Der fernste Ort* ein rein realistischer Roman ist. Zeile nach Zeile wird aber immer deutlicher, dass die von Kehlmann beschriebenen Szenen komplizierter als gedacht sind: Julian befindet sich in außergewöhnlichen Situationen, die kaum plausibel sind und die das Lesepublikum fast ungläubig wahrnimmt: Es gibt seltsame Charaktere, die immer wieder auftauchen, die der Protagonist als gefährlich und bedrohend empfindet und von denen er sich entfernen will<sup>115</sup>. Je weiter man liest, desto mehr begreift man, dass die Flucht vor allem auch ein geistiger Zustand der Hauptfigur ist. Julian will nicht nur vor den anderen Menschen weglaufen, sondern vor allem vor sich selbst:

Es geht um die Frage, wie man nicht nur in den Augen der andern verschwinden kann, sondern vor sich selber. Dass das nachherkömmlicher Realitätsauffassung unmöglich ist, wirft diejenigen Fragen auf, denen die Erzählung tatsächlich nachgeht<sup>116</sup>.

---

<sup>113</sup> Vgl. mit Kap.2 dieser Arbeit, a.a.O.

<sup>114</sup> Markus Gasser, *Das Königreich im Meer*, a.a.O., S.57.

<sup>115</sup> Vgl. mit Kap. 3 dieser Arbeit, a.a.O. Zu diesem Punkt wird eine ausführliche Analyse von „Karl Ludwig“ gegeben, die hilfreich ist, um das Verhalten Julians in *Der ferste Ort* besser zu verstehen.

<sup>116</sup> Ulf Abraham: *Daniel Kehlmanns Erzählung vom Verschwinden als Spiel mit Genreerwartungen und Dekonstruktion realistisches Erzählens im Unterricht*, a.a.O., S.185.

Er ist nicht nur wegen der Anderen einsam und unzufrieden: Er will sich selbst wiederentdecken, ein neues Ich schaffen, in dem er sich wiedererkennen kann:

Wer den unerreichbaren Ort erreichen will, kann es nicht als er selber; dass die Ferne ein imaginärer Ort oder Nicht-Ort ist, macht den Wunsch, dorthin zu kommen, gleichbedeutend mit einer Auflösung der eigenen Identität<sup>117</sup>.

Julian hat schon seit seiner Kindheit eine Identitätskrise erlebt – er weiß nicht genau, wer er ist, was er machen will, was ihm gefällt und nicht gefällt, welche Rolle er in der Familie spielt bzw. spielen sollte. Er hat keine besondere Begabung („Julian hatte keine guten Noten. Er hatte Schwierigkeiten mit dem rechnen, machte Fehler beim Schreiben, langweilte sich in den meisten Stunden bis zur Erschöpfung“<sup>118</sup>), seine Mutter und sein Vater haben keine Erwartungen an ihn, die anderen Schüler quälen ihn und machen sich über ihn lustig. Er wird als ein schwaches und schüchternes Kind vorgestellt, das sich von den anderen – von seinen Eltern, seinem Bruder, seinen Klassenkameraden - unterdrücken lässt. Der einzige Akt der Rebellion ist eben die Flucht, die aber misslingt: „Der Polizist hatte ihn zurückgebracht, und alles war abgelaufen wie erwartet“<sup>119</sup>.

Als er erwachsen wird, erwacht der Wunsch, zu fliehen, immer wieder in ihm, besonders in bestimmten Momenten, vor allem wenn er in Schwierigkeiten gerät – zum Beispiel als er erfährt, dass seine Freundin Clara schwanger ist: „Plötzlich hatte er den Wunsch, hinauszugehen. Und dann einfacher immer weiter, geradeaus“<sup>120</sup>. Genau wie damals, als er klein war, hat er keinen Zielort, er will sich einfach so weit wie möglich von seinem derzeitigen Leben distanzieren:

Nun also doch: Er würde entkommen. Das Gefängnis verlassen, hinausgehen, und niemand konnte ihn zurückhalten. Die alte Seekarte fielen ihm ein, die Drachen, *Ultima Thule*, der fernste Ort<sup>121</sup>.

Im Lauf der Jahre verbessert sich die Situation nicht. Julian ist nicht in der Lage, seinen Weg zu finden, er hat weder Glück noch Erfolg, seine Arbeit gefällt ihm nicht, und er hat immer noch riesige Schwierigkeiten, mit den anderen zu interagieren. In dieser Stimmung von innerer Unzufriedenheit versucht er noch einmal, durch Flucht einen

---

<sup>117</sup> Ebd., S.187.

<sup>118</sup> Daniel Kehlmann: *Der fernste Ort*, a.a.O., S.48.

<sup>119</sup> Ebd., S.45.

<sup>120</sup> Ebd., S.76.

Ausweg zu finden: „Sein Körper kam ihm schwerlos vor, sein Atem ging gleichmäßig, am liebsten wäre er immer so weitergelaufen. Egal wohin. Nur immer weiter“<sup>122</sup>. Die Gelegenheit, die sich ihm während seiner Geschäftsreise dazu bietet, ist zu günstig, um sie nicht zu nutzen.

#### ***4.2. Die Nebenfiguren: Die Bedrohung durch die Anderen***

Im weiteren Verlauf zeigt sich Julian immer deutlicher als ein schüchterner, in sich selbst eingeschlossener Mensch. Abraham hat in seiner Analyse bemerkt, dass Julian mit vielen Menschen im Kontakt kommt – den Mitgliedern seiner Familie, den Klassenkameraden in der Schule, den Kollegen bei der Arbeit, seiner Freundin – aber keiner von ihnen ist ihm wirklich wichtig. Er ist nicht in der Lage, tiefe, vertrauensvolle und dauerhafte Beziehung einzugehen und zu pflegen:

Auch die Freundin Clara [...] und später die Arbeitskollegin [...] werden wiederholt wie Fremden geschildert, die man zufällig kennt, an die es aber keine Emotionale Bindung gibt. Die einzigen Menschen, denen gegenüber der Held Gefühle erkennen lässt, sind der Vater und der ältere Bruder. Dabei handelt es sich allerdings um Hassliebe; die Erinnerung an den Vater verbindet sich mit physischer Gewalt, die an den Bruder mit seelischer Grausamkeit<sup>123</sup>.

Er leidet besonders an dem Vergleich bzw. an der Rivalität mit seinem Bruder Paul. Julian ist klar, dass der Bruder der Liebling der Mutter ist: „Das Mittagessen. Seine Mutter saß ihm gegenüber und sah ihn zerstreut an. Dann lächelte sie, und er versucht zurückzulächeln und wußte, dass sie sich jetzt fragte, warum er nicht war wie sein Bruder“<sup>124</sup>. Im Gegensatz zu Julian, hat Paul eine sehr starke Persönlichkeit, die während der Kindheit ein großer Vorteil für ihn gewesen ist, besonders in der Beziehung mit den Erwachsenen: „Er [Julian] hätte nicht sagen können, warum. Aber manchmal schien es ihm, als ob er niemanden kannte, der nicht vor Paul Angst hatte. Die Eltern bestrafte ihn nicht, die Lehrer vermieden es, ihn anzusprechen, und gaben ihm gute Noten, als hätte er

---

<sup>121</sup> Ebd., S.60.

<sup>122</sup> Ebd., S.27.

<sup>123</sup> Ulf Abraham, *Daniel Kehlmanns Erzählung vom Verschwinden als Spiel mit Genreerwartungen und Dekonstruktion realistisches Erzählens im Unterricht*, a.a.O., S.187.

<sup>124</sup> Daniel Kehlmann, *Der fernste Ort*, a.a.O., S. 32.

ein natürliches Recht darauf<sup>125</sup>. Ein anderer Unterschied zwischen den Brüdern besteht darin, dass Julian sich von seinen Gefühlen und Emotionen dominieren lässt, während Paul ungläubig vernünftig und kontrolliert ist:

Und sogar in den wenigen frühen Momenten, als Julian ihn hatte weinen sehen [...], war da erst nach einer kurzen und konzentrierten Pause geschehen. Als hätte Paul sich zuvor erst daran erinnern müssen, wie menschliche Reaktionen aussahen und daß es manchmal nötig war, sie in sich wachzurufen. Oder sie wenigstens zu imitieren<sup>126</sup>.

Im Lauf der Roman beschreibt Kehlmann bestimmte Zeitpunkte, in denen es aussieht, als ob die zwei Brüder sich nähern könnten, zum Beispiel als Paul Julian bei den Matheausaufgaben hilft: „[...] er half ihm bei Mathematiklernen. Nachmittag für Nachmittag saßen sie am Eßtisch, Julian hatte noch nie so viel Zeit mit seinem Bruder verbracht“<sup>127</sup>. Es geht aber nur um eine Illusion, weil kurz danach wird ganz deutlich gezeigt, dass es nichts gibt, das sie beiden zusammenhält. Sie sind nicht miteinander vertraut, sie haben nichts gemeinsam – obwohl sie für ihre ganze Kindheit und Jugendzeit im selben Haus gelebt und dieselbe Schule besucht haben, behalten sie sich nicht wie zwei Brüdern, sondern wie zwei Bekannten, die manchmal dazu gezwungen sind, miteinander im Kontakt zu kommen: „Paul war schweigsam und verstört, seine Augen sahen klein und müde aus. Ihn schien etwas zu beschäftigen, über das er nicht sprechen wollte. [...] Nach einer halben Stunde stand Julian auf und murmelt einen Gruß, er war froh, daß er gehen könnte“<sup>128</sup>.

Julian wird auch in der Schule misshandelt. Er ist schüchtern, es fällt ihm sehr schwer, Freundschaften zu schließen. Wegen dieser Schwachheit wird er von einem Klassenkameraden gequält: „[...] er bekam seine erste Brille. Er ging damit zur Schule, sofort fegte Peter Bohlberg sie ihm mit einem gut gezielten Ballwurf vom Gesicht, und er bekam seine zweite, die billiger aussah und ein wenig schief saß“<sup>129</sup>.

Er hat fast keinen Kontakt auch mit der Mutter – sie ist fast eine Fremde für ihn: „Er

---

<sup>125</sup> Ebd., S.47.

<sup>126</sup> Ebd., S.48.

<sup>127</sup> Ebd., S.54.

<sup>128</sup> Ebd., S.59.

<sup>129</sup> Ebd., S.49.

öffnete die Wohnungstür, und seine Mutter begrüßt ihn leise. Auch sie sah in letzter Zeit nicht gut aus, seit einigen Monaten kam sie ihm vor wie eine ältere Verwandte ihrer selbst<sup>130</sup>.

Das Treffen mit Clara sieht wie eine gute Chance aus, eine tiefe und zufriedene Beziehung einzugehen. Es ist ganz deutlich, dass Julian nicht verrückt nach ihr ist – sie kommen aber gut aus, Julian fühlt sich von ihr nicht bedroht. Er ist nicht in sie verliebt, erblickt aber die Möglichkeit, sich an jemanden nähern zu können: „Was war schon dieses idiotische Seminar, was dieses Studium; zum ersten Mal hatte er das Gefühl, daß sich mit dem Leben etwas anfangen ließ“<sup>131</sup>.

Das Problem entsteht, als sie ihm über ihre Schwangerschaft erzählt. Die Situation dreht sich plötzlich um – von der lieben und süßen Freundin verwandelte sich Clara in einer Fremde, die er kaum erkennen kann: „Clara stand vor ihm. Sie war blaß, ihre Haare waren unordentlich, und für einen Moment – aber sofort erschrak er über sich selbst – fragte er sich, was ihm je an ihr gefallen hatte“<sup>132</sup>. Julian spürt sie jetzt als eine Gefahr, eine Bedrohung, er distanziert sich von ihr: „Sie schob ihre Hand unter seinen Ellenbogen; er sagte nichts, aber sie spürte doch, daß es nicht passend war, und zog sie wortlos wieder zurück“<sup>133</sup>. Während der Entbindung des Kindes fühlt er sich, als ob die ganze Sache nichts mit ihm zu tun hätte, als ob er nicht darin involviert wäre:

Hin und wieder öffnete sich die Tür, ein Arzt ging hinein oder kam heraus, sehr schnell und mit einem konzentrierten Gesichtsausdruck, der ihm zeigen sollte, daß jetzt nicht der Zeitpunkt war, Fragen zu stellen; am liebsten hätte er ihnen alles gesagt, daß sie sich keine Sorge zu machen brauchten, daß er nicht einmischen würde und gelassener war, als es so einem Moment gestattet war<sup>134</sup>.

Als er erfährt, dass das Kind nicht überlebt hat, ist er selbstverständlich traurig für sie, es sieht aber aus, als ob sie nicht ihre Freundin wäre, die sein Kind verloren hat, sondern irgendeine Frau, die er zufällig getroffen hat: „Er sah sie an und fühlte einen Stich von hilflosem Mitleid; er wollte ihr (irgendetwas) sagen, etwas Einfaches und Klares. Aber dann war er doch erleichtert, daß er nach Hause gehen durfte und daß alles an ihm

---

<sup>130</sup> Ebd., S.59.

<sup>131</sup> Ebd., S.57.

<sup>132</sup> Ebd., S.60.

<sup>133</sup> Ebd., S.74.

<sup>134</sup> Ebd., S.79.

vorbeigegangen war wie ein Spuk“<sup>135</sup>.

Die Beziehung zu Clara hätte für Julian einen Wendepunkt in seinem Leben darstellen, alles geht aber schief, und er ist wieder allein.

Er versucht noch einmal, eine Liebesverbindung mit einer Frau zu herstellen. Es ist aber ganz deutlich, dass Andrea nur einen Lückenbüßer für ihn ist. Genau wie mit fast allen anderen Menschen, mit denen er in seinen Leben in Kontakt gekommen ist, ist er nicht in der Lage, ihr zu vertrauen und ihr näher zu kennen: „Später, auf der Straße, verabschiedet er sich von Andrea. Sie stand neben ihrem Auto, ihre Augen waren schmal vor Müdigkeit, und auf einmal erschien sie ihm wieder fremdartig und schön“<sup>136</sup>.

Julian hat in seiner Kindheit eine schwierige Situation in der Familie gelebt – die autoritäre Figur des Vaters, die Kälte der Mutter, die Rivalität mit dem Bruder, die Scheidung der Eltern, die Qualen in der Schule, alle diese Elemente haben dazu beigetragen, ihn einen unsicheren und voller Komplexen Menschen zu machen. Die unglücklichen Liebesbeziehungen und die Unzufriedenheit mit seinem Job vollendet sein Bild als Außenseiter – es ist selbstverständlich, dass er die Flucht von einem solchen Leben sucht.

### **4.3. Kehlmanns narrative Mittel**

Bei der Lektüre von *Der fernste Ort* – aber das gilt auch für die anderen Romane von Kehlmann – bemerkt der Leser schon von den ersten Seiten an, dass seine Prosa ganz einfach zu verstehen ist – es gibt weder komplizierte Sätze noch recherchierte Wörter, das Register entspricht der gewöhnlichen Kommunikation zwischen Menschen von der mittleren Klasse. Diese Schlichtheit des Stils hat aber keinen negativen Einfluss auf dem Inhalt – ganz im Gegenteil. Wie Walter Hink bemerkt hat:

Die Stärke der Sprache Kehlmanns ist ihre Schnörkellosigkeit, der Verzicht auf blumige, nicht von der Anschauung gedeckte Metaphorik. Seine Charakterisierung der Personen, die Erklärung psychischer Antriebe und die Beschreibung der Umwelt und der Naturvorgänge gehen auf exakte Beobachtung und

---

<sup>135</sup> Ebd., S.80.

<sup>136</sup> Ebd., S.100.



Analyse zurück, ohne daß deshalb die Sprache verkarstet<sup>137</sup>.

Das könnte die Schlüssel seines Erfolgs als Erzähler sein: dieses Schriftstellers ist in der Lage, innovative Themen wie der gebrochene Realismus<sup>138</sup> vorzustellen und eigenartige Figuren wie die Protagonisten seiner Romane bzw. seine persönliche Darstellung des Teufels<sup>139</sup> zu erschaffen – das bedeutet aber nicht, dass er für ein gelehrtes Publikum schreibt. Kehlmanns Erzählkunst ist jedem Leser zugänglich, auch Menschen mit einem mittelmäßigen kulturellen Hintergrund können sich mit seinen Texten konfrontieren. In seiner Rezension von *Ruhm* hat Gregor Dotzauer die Schreibweise dieses Autors wie folgend beschrieben: „Mit „Ruhm“ hat sich Kehlmann noch weiter in die Mitte der deutschen Gegenwartsliteratur geschrieben – raffiniert genug, um erfahrene Leser für sich einzunehmen, und eingängig genug, um weniger Erfahrene in Bann zu schlagen“<sup>140</sup>. Dieser anscheinende Widerspruch ist ein anderes Zeichnen Kehlmanns Poetik; laut Dotzauer: “Kehlmann ist weder Kleist noch Thomas Mann, in deren Namen er Preise erhalten hat. Die schmucklose Lässigkeit – und manchmal klischeegebeutelte Nachlässigkeit – seiner Prosa im allgemeine bildet aber einen angenehmen Kontrast zu den Verwicklungen der Episoden”<sup>141</sup>.

Der Schriftsteller hat selbst gestehen, dass er kein Interesse daran hat, die in seinen Werken Experimente mit der deutschen Sprache zu machen und sein Publikum dadurch zu überraschen. Sein Ziel besteht darin, seine Leser durch sein „Spiel mit der Wirklichkeit“<sup>142</sup> von ihrem eigenen Verständnis zweifeln zu lassen, sie zu verwirren, in seinem Trick zu wickeln. Wie Zeyringer in seiner Analyse über Kehlmanns „Gebrochenen Realismus beobachtet hat: „Ihn habe Literatur immer am meisten fasziniert, wenn sie nicht die Regeln der Syntax breche, sondern jede der Wirklichkeit“<sup>143</sup>.

---

<sup>137</sup> Walter Hink: „Zeitzünder in der Couchecke. Daniel Kehlmanns Erzählungsband "Unter der Sonne", a.a.O.

<sup>138</sup> Vgl. mit Kap. 2 dieses Beitrags, a.a.O.

<sup>139</sup> Vgl. mit Kap. 3 dieses Beitrags, a.a.O.

<sup>140</sup> Gregor Dotzauer: *Wirklichkeit ist auch nur ein Wort. Zauberer im literarischen Spiegelkabinett: Daniel Kehlmann spinnt in seinem Episodenroman "Ruhm" geschickt ein Motiv ins andere hinein*, in <Tagesspiel > (16.01.2009)

<<https://www.tagesspiegel.de/kultur/literatur/daniel-kehlmann-wirklichkeit-ist-auch-nur-ein-wort/1419486.html>> (01.05.2018).

<sup>141</sup> Ebd.

<sup>142</sup> Vgl. mit Kap. 2 dieses Beitrags, a.a.O.

<sup>143</sup> Klaus Zeyringer: *Gewinnen wird die Erzählkunst. Ansätze und Anfänge von Daniel Kehlmanns »Gebrochener Realismus«*, a.a.O., S. 36.

In der Novelle *Der fernste Ort* ist die Prosa genau wie in den anderen literarischen Texten des Autors – nicht komplizierte Sätze, einfacher und gewöhnlicher Wortschatz. Die meisten Kritiker, die sich mit diesem Werk beschäftigt haben, haben keine ausführliche und tiefe Analyse über die Sprache durchgeführt – der Verzicht auf recherchierte Terminologie und auf ausgefeilte rhetorische Figuren haben dazu beigetragen, dass sie sich auf andere Aspekte konzentrieren. Was ihr Interesse erweckt hat, sind vor die von Kehlmann benutzten narrativen Mitteln, um den Leser in die Geschichte hineinzuziehen.

In seinem Beitrag über *Der fernste Ort hat Abraham* bemerkt, dass dieses Werk von Anfang an zweideutig aussieht. Es ist nicht klar, ob es um eine realistische Erzählung, einen fantastischen Roman oder einen Krimi geht – der Autor liefert verschiedene Hinweise, die als zwiespältig interpretiert werden können: „Eine Strategie der Erzählung [...] ist vielmehr, dass Kehlmann mehrfach Themen anschneidet, die er dann doch nicht wirklich behandelt“<sup>144</sup>. Der Leser wird verwirrt, er kann nicht die Gattung identifizieren, und sein Interesse an der Geschichte wächst Zeile nach Zeile. Zum Beginn sieht die Narration realistisch aus: ein Mann, der unwillig an einer Geschäftsreise teilnehmen muss und der keine Lust hat, seine Aufgabe zu erledigen: „(die narrative Strategie Kehlmanns) besteht vor allem am Anfang der Erzählung in einem Detailrealismus der einen Eindruck von Authentizität erzeugt“<sup>145</sup>. Schon von der ersten Seite lässt aber der Autor seine Leser daran zweifeln, dass es um eine plausible Geschichte geht: die impulsive Entscheidung Julians, sein Ertrinken zu inszenieren, ist die erste Warnung, dass etwas nicht stimmt. Sein Verhalten nach dem Verschwinden und alle beschriebenen Ereignisse tragen dazu bei, eine Stimmung von Unsicherheit und Unheimlichkeit zu schaffen, die das Lesepublikum in einer konstanten Spannung durchhalten. Es ist Wert zu bemerken, wie Kehlmann schafft, von der Ebene der Realität in eine andere, undefinierte Ebene zu kommen, ohne dass die Leser zum Bewusstsein kommen, von dem Schriftsteller manipuliert zu werden: „Auf der damit errichteten Basis realistischen Erzählens beginnt die Erzählung dann allmählich damit, die Wahrnehmungen des Helden gleichsam zu diskreditieren“<sup>146</sup>.

Im Lauf der Geschichte führt der Autor einige realistische Szenen ein, die ganz genau

---

<sup>144</sup> Ulf Abraham, *Daniel Kehlmanns Erzählung vom Verschwinden als Spiel mit Genreerwartungen und Dekonstruktion realistisches Erzählens im Unterricht*, a.a.O., S.184.

<sup>145</sup> Ebd., S.189.

beschrieben sind – es gibt viele konkrete Angabe, die keine Zweifel daran lassen, dass die erzählten Episoden wirklich passiert sind, wie z.B. als Clara und Julians Kind bei der Geburt stirbt:

Über ihm flackerte eine defekte Leuchtröhre, er blickte auf, und für einen Moment fühlte er sich von dem Anblick hypnotisiert, eine weiche Trägheit legte sich auf ihn, und später, als er schon an ihrem Bett stand und auf ihr feuchtes Gesicht, ihre strähnigen Haare, ihre geschlossenen Lider hinuntersah, war er froh, daß niemand ihn fragte, ob er das Kind sehen wollte“<sup>147</sup>.

Diese Stücke haben die Funktion, den Lesern daran zu erinnern, dass die Geschichte nicht in einer phantastischen Welt spielt, sondern ganz plausibel ist. Der Kontrast zwischen Julians inneren Gedanken und der Konkretheit solcher Szene stellen eine andere Variante des „Gebrochenen Realismus“ dar - in dieser Novelle fällt ganz deutlich auf, wie Kehlmann in der Lage ist, auf eine einfache und allen zugängliche Weise einen so innovativen literarischen Stil zu entwickeln.

---

<sup>146</sup> Ebd.

<sup>147</sup> Daniel Kehlmann, *Der fernste Ort*, a.a.O., S.80.

## 5. *Abschließende Bemerkungen: Kehlmann als literarischer Außenseiter: Alleinstellungsmerkmale und Bedeutung in der aktuellen deutschen Literaturszene*

Dem Bisherigen ist zu entnehmen, dass Kehlmann als eine Art „Sonderautor“ definiert werden kann.

Obwohl seine früheren Werke bei ihrer Veröffentlichung keinen großen Erfolg erhalten haben<sup>148</sup>, gab es schon damals einige Kritiker, die das außergewöhnliche Talent dieses Autors erkannt haben. In seiner Rezension über *Beerholms Vorstellung* hat Walter Hink vorausgesehen, dass dieser Schriftsteller eine wichtige Rolle in der deutschen Gegenwartsliteratur spielen würde: „Ein Fall von früher Meisterschaft“, lautete das Urteil eines Kritikers über den Debütroman. So frühe Vollendung wäre mir eher verdächtig. Und in der Tat könnte diese Prosa etwas mehr Mut zum sprachlichen und erzählerischen Risiko vertragen. Auf jeden Fall aber: diesen Autor müssen wir im Auge behalten“<sup>149</sup>. Nach der Erscheinung von dem Roman *Die Vermessung der Welt* wird den Literaturkritiker klar, dass Kehlmann etwas Neues, etwas Innovatives anbietet. Helmut Krausser meint:

[..] einen solchen Schriftsteller hat die deutsche Sprache lange nicht hervorgebracht. Höchste Belesenheit, bestechende Intelligenz und dezidiertes Formwille gingen einher mit leichter Lesbarkeit, dieser Autor strotze von Traditionsbewusstsein und Seriosität, war dennoch auf höchstem Niveau unterhaltsam, bot brillante Dialoge auf und schob unter die narrative Oberflächenstruktur unendlich viele Tiefenschichten<sup>150</sup>.

Die Fähigkeit Kehlmanns, der „magischer Realismus“ der lateinamerikanischen Schriftsteller in seinen persönlichen „gebrochenen Realismus“ zu verwandeln, die Realität mit der Fiktion auf eine so meisterhafte Weise zu vermischen, den Leser in diesem Spiel hineinzuziehen<sup>151</sup>, ist etwas Eigenartiges, das in der deutschen Literatur nie zuvor erschienen war. Gregor Dotzauer hat sich in Bezug auf dem Roman *Ruhm* mit diesem Worte ausgedrückt: „Niemand soll so tun, als hätten wir einen solchen Schriftsteller nicht lange vermisst“<sup>152</sup>.

---

<sup>148</sup> Vgl. mit Kap.1 dieses Beitrags, a.a.O.

<sup>149</sup> Walter Hink, „Zeitzünder in der Couchchecke. Daniel Kehlmanns Erzählungsband *„Unter der Sonne“*, a.a.O.

<sup>150</sup> Helmut Krausser, *Daniel Kehlmann. Der sanfte Berserker*, a.a.O., S. 55.

<sup>151</sup> Vgl. mit Kap.2 dieses Beitrags.

<sup>152</sup> Gregor Dotzauer: *Wirklichkeit ist auch nur ein Wort. Zauberer im literarischen Spiegelkabinett: Daniel Kehlmann spinnt in seinem Episodenroman „Ruhm“ geschickt ein Motiv ins andere hinein*, a.a.O.

Die bis jetzt durchgeführte Analyse hat sich auf einige Aspekte von Kehlmanns frühe Werke konzentriert. Das Ziel war - wie in der Einleitung antizipiert – zu zeigen, dass die Schwerpunkte seiner Poetik, die ihn und seine späteren Romanen bekannt und beliebt gemacht haben, schon von Anfang an seiner Karriere als literarischer Schriftsteller anwesend waren. Eine solche These findet eine zusätzliche Bestätigung mit der Lektüre von dem letzten veröffentlichten Werk Kehlmanns. *Tyll* (2017) ist ein Roman über den Dreißigjährigen Krieg, der durch die Abenteuer eines Narren erzählt wird: „Er benutzt die Figur dazu, um die Absurdität des Kriegs herauszustreichen: Erst im ungetrübten Blick des Narren, der nichts ausser der Kunst verpflichtet ist, wird das Grauen in seiner ganzen Monstrosität richtig sichtbar“<sup>153</sup>. *Tyll* ist aber nicht ein rein historisches Werk – genau wie mit *Die Vermessung der Welt* vermischt hier Kehlmann Wirklichkeit und Phantasie, um die reale Geschichte auf seine eigene Weise zu erzählen: „[In diesem Roman] handelt [...] sich um ein feingliedriges Gemälde jener Zeit vor 400 Jahren, das zwar auf historischen Fakten basiert, sich jedoch viel Freiraum für Fiktion nimmt“<sup>154</sup>. Der Text hat die Zustimmung der Literaturkritik gefunden – auch dieses zweite Experiment mit dem historischen Stoff ist von Erfolg gekrönt worden. Björn Hayer hat in seinem Artikel *Ein Narr? Ein Freigeist!* den Wiener Autor mit diesen Worten definiert: „ein Magier, der zu Fantasie verführt, ein Wandler zwischen Realität und Fiktion und zweifelsohne einer der begabtesten Erzähler seiner Generation“<sup>155</sup>. Der „gebrochene Realismus“ von Kehlmann kommt auch in diesem Werk vor, aber in einer neuen Form, weil diese kontinuierliche und aufregende Schwankung zwischen Realität und Nichtrealität im *Tyll* in einem spezifischen historischen Kontext stattfindet. Christoph Bartmann hat die Schreibweise des Autors in diesem Werk auf folgende Weise beschreiben:

Selbst wenn „Tyll“ ebenso wie seine letzten Bücher „F“ oder „Du hättest gehen sollen“ nicht mehr ganz an die kompositorische Dichte seines wohl besten Werkes "Ruhm. Ein Roman in neun Geschichten" heranreicht, eint sie alle eine erstaunliche Passion: das Spiel mit der Fiktion, die Lust am Verwirren. Verunsicherungen aufseiten des Lesers sind gewollt. Als würde man durch Milchglas hindurchschauen,

---

<sup>153</sup> Felix Münger: *Der Narr erzählt die Wahrheit des Krieges*, in <<Schweizer Radio und Fernseher>> (12.10.2017)

<<https://www.srf.ch/kultur/literatur/daniel-kehlmanns-neuer-roman-der-narr-erzaehlt-die-wahrheit-des-krieges>> (01.05.2018).

<sup>154</sup> Ebd.

<sup>155</sup> Björn Hayer: *Ein Narr? Ein Freigeist! Hinter dem Flunkern steckt Kalkül: Daniel Kehlmanns fabulöser Schelmenroman "Tyll" treibt ein munteres Spiel mit Realität und Fiktion - rund um den Gaukler Till Eulenspiegel*, in <<Spiegel online>> (12.10.2017)

<<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/tyll-von-daniel-kehlmann-ein-narr-ein-freigeist-a-1172021.html>> (01.05.2018).

erweisen sich die Welten dieses Autors als leicht verschwommen und entrückt<sup>156</sup>.

Kehlmanns literarisches Talent und die Besonderheit seiner Texte und seines Stils erweisen sich noch einmal in diesem neuen Werk, das als eine weitere Entwicklung von seiner ersten literarischen Produktion gehalten werden kann. Laut Bartmann: „Dieser Roman zeigt seinen Autor unbeirrt und souverän auf seinem literarischen Sonderweg“<sup>157</sup>.

---

<sup>156</sup> Christoph Bartmann: *Ein Clown in düsterer Zeit. Bestsellerautor Daniel Kehlmann bewegt sich auf einem Sonderweg und hat die Geschichte des "Tyll" Eulenspiegel neu geschrieben: Ein großer Roman über den Dreißigjährigen Krieg, detailkundig, sprachmächtig und kunstfertig*, in <<Süddeutsche Zeitung>> (10.10.2017)

<<http://www.sueddeutsche.de/kultur/deutsche-literatur-ein-clown-in-duesterer-zeit-1.3687866>> (01.05.2018).

<sup>157</sup> Ebd.

## 6. Bibliographie

### 6.1. Primärliteratur

- Kehlmann, Daniel: *Der fernste Ort*. Suhrkamp Verlage, 10. Auflag, Frankfurt am Main 2015.
- Kehlmann, Daniel: *Kommt, Geister!* Rowohlt Verlage, Reinbek 2016.
- Kehlmann, Daniel: *Lob. Über Literatur*. Rowohlt Verlage, Reinbek 2010.

### 6.2. Sekundärliteratur

- Abraham, Ulf: *Daniel Kehlmanns Erzählung vom Verschwinden als Spiel mit Genreerwartungen und Dekonstruktion realistisches Erzählens im Unterricht* - In: Jan Standke (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.183-208.
- Brendel Perpina, Ina: *Unter der Sonne. Sonderlinge des Alltags in acht Erzählungen von Daniel Kehlmann* - In: Jan Standke (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.143-162.
- Dawidowski, Christian: *Die Vermessung der Welt oder: Foucault für die Schule?* - In: Jan Standke (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.247-269.
- Gasser, Markus: *Daniel Kehlmanns unheimliche Kunst* - In: *Text+Kritik* 1/08 (Januar 2008) H. 177, S.12-29.

- Gasser, Markus: *Das Königreich im Meer. Daniel Kehlmanns Geheimnis*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 2013.
- Jakubanis, Matthias: *David gegen Goliath – oder: Über das Scheitern, die Zeit tot zu schlagen. Merkmale des Erzählens in Daniel Kehlmanns Roman Mahlers Zeit im Deutschunterricht der Sekundarstufe II* - In: Jan Standke (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.163-182.
- Krausser, Helmut: *Ich und Kehlmann. Und >>Mahlers Zeit<<* - In: Text+Kritik I/08 (Januar 2008) H. 177, S.54-57.
- Lüdke, Martin: *Eigentlich geht es nur um den Zufall. >>Beerholms Vorstellung<< und seine keineswegs vergeblichen Schritte auf dem Weg zur Aufklärung* - In: Text+Kritik I/08 (Januar 2008) H. 177, S.45-53.
- Rickes, Joachim: *Die Metamorphosen des >Teufels< bei Daniel Kehlmann. >>Sagen Sie Karl Ludwig zu mir<<*. Würzburg: Königshausen & Neumann GmbH, 2010.
- Rickes, Joachim: *Die Stimme des Autors. Daniel Kehlmanns kleine Schriften, Essays und Reden.* - In: Jan Standke (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.75-104.
- Standke, Jan: *Die Vermessung des Ruhms. Zu Werk und Wirkung Daniel Kehlmanns in Literaturdidaktik und Literaturwissenschaft.* - In: Ders. (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.19-73.
- Standke, Jan: *Eine ständige Präsenz von Echos. Ein Gespräch mit Daniel Kehlmann über das Lesen und Schreiben von Literatur.* - In: Ders. (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.9-17.



- Standke, Jan: *Kehlmanns Zauberlehrling. Beerholms Vorstellung im Literaturunterricht* - In: Ders. (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.105-141.
- Wrobel, Dieter: *Variationen von Blindheit. Daniel Kehlmanns Roman Ich und Kaminski* - In: Jan Standke (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.209-245.
- Zeyringer, Klaus: *Gewinnen wird die Erzählkunst. Ansätze und Anfänge von Daniel Kehlmanns >>Gebrochener Realismus<<* - In: Text+Kritik I/08 (Januar 2008) H. 177, S.36-44.
- Zimmermann, Holger: *Germanistenprosa als Bestsellerliteratur: Ruhm* - In: Jan Standke (Hrsg.): *Gebrochene Wirklichkeit. Daniel Kehlmanns Romane und Erzählungen im Deutschunterricht*, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren GmbH 2016, S.271-303.

### 6.3. Internet Quellen

- Baron, Christian: *Jeder weiß, was sich nachts in den Wäldern herumtreibt. Daniel Kehlmann versetzt Tyll Ulenspiegel in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges und erweist sich wieder einmal als deutscher Meister des magischen Realismus*, in <<Neues Deutschland>> (10.10.2017)  
<<https://www.neues-deutschland.de/artikel/1066237.jeder-weiss-was-sich-nachts-in-den-waeldern-herumtreibt.html>> (01.05.2018).
- Bartmann, Christoph: *Ein Clown in düsterer Zeit. Bestsellerautor Daniel Kehlmann bewegt sich auf einem Sonderweg und hat die Geschichte des "Tyll" Eulenspiegel neu geschrieben: Ein großer Roman über den Dreißigjährigen Krieg, detailkundig, sprachmächtig und kunstfertig*, in <<Süddeutsche Zeitung>> (10.10.2017)  
<<http://www.sueddeutsche.de/kultur/deutsche-literatur-ein-clown-in-duesterer-zeit-1.3687866>> (01.05.2018).

- Breuer, Hubertus: *Exerzitium mit Ohrensausen. Magie ist auch nicht leicht: Daniel Kehlmanns Debüt mit Zylinder*, in <<Frankfurter Allgemeine Zeitung>> (27.10.1997) Nr. 249, S. 48,  
<<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/rezension-belletristik-exerzitium-mit-ohrensausen-1259793.html>> (01.12.2017).
- Dotzauer, Gregor: *Wirklichkeit ist auch nur ein Wort. Zauberer im literarischen Spiegelkabinett: Daniel Kehlmann spinnt in seinem Episodenroman "Ruhm" geschickt ein Motiv ins andere hinein*, in <Tagesspiel > (16.01.2009)  
<<https://www.tagesspiegel.de/kultur/literatur/daniel-kehlmann-wirklichkeit-ist-auch-nur-ein-wort/1419486.html>> (01.05.2018).
- Halter, Martin: *Und täglich grüßt der Tanklastzug. Entropie, irgendwie: Daniel Kehlmanns Roman "Mahlers Zeit"*, in <<Frankfurter Allgemeine Zeitung>> (19.11.1999) Nr. 270, S. 42,  
<<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/rezension-belletristik-und-taeglich-gruesst-der-tanklastzug-1259373.html>> (01.12.2017).
- Hayer, Björn: *Ein Narr? Ein Freigeist! Hinter dem Flunkern steckt Kalkül: Daniel Kehlmanns fabulöser Schelmenroman "Tyll" treibt ein munteres Spiel mit Realität und Fiktion - rund um den Gaukler Till Eulenspiegel*, in <<Spiegel online>> (12.10.2017)  
<<http://www.spiegel.de/kultur/literatur/tyll-von-daniel-kehlmann-ein-narr-ein-freigeist-a-1172021.html>> (01.05.2018).
- Hink, Walter: *Zeitzündler in der Couchecke. Daniel Kehlmanns Erzählungsband "Unter der Sonne"*, in <<Frankfurter Allgemeine Zeitung>> (18.03.1998) Nr. 65, S.42,  
<<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/rezension-belletristik-zeitzuender-in-der-couchecke-1259918.html>> (01.12.2017).
- Karasek, Hellmuth: *Daniel Kehlmann. Der sanfte Berserker*, in <<Welt>> (09.11.2007),  
<<https://www.welt.de/kultur/article1346525/Daniel-Kehlmann-der-sanfte-Berserker.html>> (01.12.2017).

- Kehlmann, Daniel: «*Die Vermessung der Welt*» ist mein Hauptgewinn, in <<Welt>> (09.11.2007), <<https://www.welt.de/kultur/article1344786/Die-Vermessung-der-Welt-ist-mein-Hauptgewinn.html>> (01.12.2017).
  
- Maar, Michael: *Daniel Kehlmann. «Qualität allein reicht nicht»*, in <<Die Weltwoche>> (14.05.2008), <[http://www.weltwoche.ch/ausgaben/2008-20/artikel/artikel-20-qualitaet-allein-reicht-nicht.html](http://www.weltwoche.ch/ausgaben/2008-20/artikel/artikel-2008-20-qualitaet-allein-reicht-nicht.html)> (01.12.2017).
  
- Münger, Felix: *Der Narr erzählt die Wahrheit des Krieges*, in <<Schweizer Radio und Fernseher>> (12.10.2017) <<https://www.srf.ch/kultur/literatur/daniel-kehlmanns-neuer-roman-der-narr-erzaehlt-die-wahrheit-des-krieges>> (01.05.2018).
  
- Vastano, Stefano: *Daniel Kehlmann: Siamo nati nel Seicento, quel secolo violento così simile al nostro caos*, in <<Repubblica.it>> (14.02.2018) <<http://espresso.repubblica.it/plus/articoli/2018/02/14/news/daniel-kehlmann-siamo-nati-nel-seicento-quel-secolo-violento-cosi-simile-al-nostro-caos-1.318321>> (01.05.2018).
  
- von Lovenberg, Felicitas: *Vermessung eines Erfolgs*, in: <<Frankfurter Allgemeine Zeitung>> (25.01.2006) <<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/buecher-vermessung-eines-erfolgs-1305840.html>> (01.12.2017).
  
- Weidemann, Volker: *Der Weltvermesser*, in <<Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung>> (18.09.2005) Nr. 37, S.28 <<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/literatur-der-weltvermesser-1255484.html>> (01.12.2017).

TEIL 2: DANIEL KEHLMANN, *IL LUOGO PIÙ LONTANO* – TRADUZIONE  
ITALIANA

I

“Sia prudente!” L’uomo alla reception guardò Julian con curiosità. “L’anno scorso uno è annegato. Semplicemente non è più tornato indietro. Al momento non ci si fa caso, ma le correnti...”

“Certo”, disse Julian, “certo!”

“Non è mai stato ritrovato”.

Julian annuì distratto e appoggiò l’asciugamano sul braccio. La porta girevole si mosse ronzando e lo mise in libertà. Il sole era già calato. Un uomo ingobbito con un cappello di paglia gli passò davanti, un bambino grasso lanciò un pallone contro il fusto di una palma con entrambe le mani, lo mancò e rimase impotente a guardare la palla che rotolava giù per il pendio. Julian strinse a sé l’asciugamano e seguì il sentiero che si snodava in una serpentina dall’ampia forma ad arco. Era sconcertante trovarsi a metà ottobre in un luogo dove era ancora così caldo. Il mare, chiaro e immobile, si estendeva fino alla sagoma delle colline all’orizzonte, un gabbiano solitario passò lentamente sopra di esso. Per un momento Julian tenne lo sguardo fisso a terra, senza muoversi. Non succedeva spesso che in posti simili avessero luogo dei convegni di assicuratori; Julian non si era mai rallegrato per quel tipo di viaggi.

Tuttavia non aveva ancora idea di quello che avrebbe detto due ore più tardi, quando fosse stato il turno del suo intervento sul *ruolo dei media elettronici nel calcolo del rischio*. Lui aveva solo una vaga idea di cosa fosse il calcolo del rischio, non sapeva nulla dei media elettronici, e non aveva preparato una sola parola.

Prima della partenza aveva rimandato, c’erano così tante ragioni per farlo: formulari a cui bisognava dare un’occhiata, il computer in ufficio che andava continuamente in tilt, le trattative con la sezione crediti della banca, l’umore mutevole del suo superiore Wöllner. Aveva deciso che se ne sarebbe occupato in aereo. Ma lì era rimasto semplicemente seduto con aria trasognata, aveva sorseggiato il suo vino e cercato di lanciare uno sguardo oltre le spalle dell’uomo seduto accanto a lui, per vedere le cime delle montagne e le ombre che le nubi proiettavano sulla terra. L’alcol, a cui non era abituato, gli aveva provocato una sensazione di pigra pesantezza. Si era ripromesso di scrivere il suo

intervento durante la notte, subito dopo cena. Tuttavia quest'ultima era durata più del previsto, per due ore e mezza era stato circondato dai visi pallidi, dagli occhiali, dai capelli pieni di forfora e dalle troppe cravatte colorate di quelle persone che erano i suoi colleghi, e una donna accanto a lui aveva parlato ininterrottamente delle regole del golf, di una posizione di partenza della terza buca, degli handicap, di una *Hole-in-One* che una volta le era riuscita, senza dargli nemmeno per una volta la possibilità di cambiare argomento; dopo era riuscito soltanto a cercare a tentoni il letto che ruotava lentamente su se stesso, per la prima volta dopo molto tempo incapace di rimanere sveglio, e pochi secondi più tardi era sprofondato in un'oscurità senza sogni.

Quel mattino aveva dovuto ascoltare il discorso di benvenuto dell'ospitante, interrotto da attacchi di tosse secca, poi c'era stato il pranzo, e adesso avrebbe avuto finalmente il tempo... adesso! Strinse a sé l'asciugamano e scosse il capo. Il fatto che Wöllner lo avesse portato con sé costituiva un elogio. Se avessero fatto brutta figura non glielo avrebbe mai perdonato.

Julian si voltò indeciso verso l'hotel con la sua marquise, i suoi balconi e le sue pensiline fuori moda. Poi lanciò un'occhiata al mare. Per domani, domenica, era prevista pioggia, dopodomani dovevano partire. Era la sua ultima occasione.

Il bambino grasso corse lungo la strada con passo pesante e si chinò sulla palla ammaccata. Per terra c'erano mozziconi di sigaretta, le radici di un platano fuoriuscivano dalla terra come vene marroni, una lucertola guizzò fuori da lì e scomparve nell'erba. Julian ispirò l'odore delle alghe. Italia, pensò, poi ancora: Italia. Riposizionò gli occhiali e aspettò di provare qualcosa.

Ma per provare qualcosa doveva riuscire a non pensare all'uomo della sezione crediti e ai debiti in banca, a Wöllner, al fatto che aveva un lavoro che non voleva, alla voce di Andrea quando gli aveva detto che non doveva più chiamarla. Si asciugò il sudore. Sentì un rumore cupo, poi la palla rotolò lentamente ai suoi piedi: macchiata e gonfiata malamente. Gettò un'occhiata al bambino, che se ne stava sotto il sentiero con le spalle cadenti. Poi alla palla. Poi proseguì.

La ghiaia scricchiolava sotto le sue scarpe. Il suo intervento. Tutti l'avrebbero guardato, e lui avrebbe visto con la coda dell'occhio la testa calva di Wöllner, la fronte corrugata ad indicare la sua impazienza, poi avrebbe fatto un respiro e aspettato un miracolo che non sarebbe avvenuto, il silenzio si sarebbe protratto, e lui avrebbe quasi creduto di essersi lasciato tutto ciò alle spalle, per poi rendersi improvvisamente conto che questo non era ancora diventato un ricordo, che quel momento era ancora in corso...si fermò. Il sentiero

finiva in una zona argillosa presso la riva.

Non si vedeva nessuno. A terra c'erano un asciugamano sporco, una lattina calpestata fino a diventare piatta, sigarette gettate via. Nell'acqua, a circa venti metri da lui, una boa si sollevava e si abbassava. Le onde rotolavano pigramente in avanti, poi si ritiravano, ritornavano, si ritiravano. Julian esitava. Poi cominciò a spogliarsi.

Una corrente d'aria fredda passò sulla sua schiena, istintivamente si strinse nelle spalle. Con un senso di vergogna notò che la sua pancia e il suo petto erano pallidi e fu contento che nessuno lo vedesse. Quando fu nudo per un momento gli batté il cuore, quasi si aspettasse che qualcuno emergesse e lo fissasse, ma era già passato. Indossò il costume e naturalmente non era arrivato nessuno. Piegò i suoi vestiti, li appoggiò cautamente a terra e si tolse gli occhiali.

Come sempre quando compiva questa azione il mondo venne scosso da un tremito, le sagome nitide si dissolsero in una nebbia di colori e di movimenti indistinti. Improvvisamente sentì che la cosa migliore sarebbe stata tornare indietro, aveva ancora tempo di mettere in fila alcune parole chiave, nuovi media il cui significato non era da sottovalutare, andare al passo coi tempi, diverse tecniche di calcolo, importanza crescente della dimensione virtuale, intere branche dell'economia sorte dal nulla, qualcosa del genere, sarebbe stato penoso, probabilmente avrebbe balbettato e un paio di volte avrebbe dovuto ricominciare da capo, Wöllner l'avrebbe presa male, ma sarebbe stato comunque meglio di niente! Appoggiò gli occhiali sulla camicia e si tolse le scarpe. Non era facile sciogliere i nodi se non si vedevano. Spinse la chiave della camera in fondo alla scarpa destra.

Faceva fatica a camminare scalzo. Il suolo era sabbioso e cedevole, qualcosa gli pungeva i talloni, spalancò le braccia per non perdere l'equilibrio. Si sentiva ridicolo. Bianco e magro, non avvezzo alla nudità, mezzo cieco. Di nuovo gli vennero in mente Wöllner, l'uomo della banca, la voce fioca di Andrea al telefono. Fece un bel passo avanti e percepì il freddo dell'acqua sulle caviglie, sui polpacci, sulle ginocchia e – qui trattenne il respiro – su tutto il corpo. Cadde in ginocchio, stese le braccia avanti e si ritirò precipitosamente.

Il suo corpo scattò in avanti. Piegò indietro la testa, per qualche motivo gli sembrava importante che i capelli rimanessero asciutti; nuotò con movimenti energici ed equilibrati, il freddo divenne presto sopportabile. Una gioia immotivata cresceva dentro di lui, potente e senza alcuna ragione, che non si poteva soffocare, si sarebbe quasi messo a ridere. L'acqua intorno a lui diventò più scura e anche più fredda. Ma non gli dava più

alcun fastidio, il suo corpo si era abituato. La riva era già molto lontana. Forse si sbagliava, i suoi occhi non erano più affidabili. Ma lì non c'era una boa?

Si mise a dorso.

L'ombra di un uccello passò oltre con un lento battito d'ali. Il sole accecava, chiuse gli occhi. E dopodomani doveva tornare a casa, nella pioggia e nell'autunno, per la settimana prossima il meteo aveva persino annunciato la prima neve; improvvisamente questo gli apparve quasi inimmaginabile. Mosse lentamente i piedi, sentì come le sue mani si adagiavano sull'acqua, la forza delicata che lo trasportava e che lo avrebbe trasportato...

Cosa? Si strofinò gli occhi e gettò un'occhiata intorno a sé. Di cosa aveva paura? La riva si vedeva a malapena, doveva essere quasi in mezzo al mare; non si era reso conto di essersi spinto a nuoto così lontano. Che ora era? Voleva guardare l'orologio, ma poi gli venne in mente che lo aveva lasciato nella camera dell'albergo. Rifletté, strinse gli occhi e continuò a nuotare. Il sole era già più basso di prima, tuttavia accecava ancora di più, lui non sapeva quanto tempo era trascorso.

La riva non si avvicinava. Le spalle e le braccia gli facevano male, un rumore fischiante si era unito al suo respiro. Vide un monte appuntito dietro alle colline, che prima non aveva notato; socchiuse gli occhi e già non riuscì più a vederlo. Il dolore alle braccia si era fatto più intenso. Doveva nuotare più lentamente, non poteva venirgli un crampo; aveva letto che un crampo era pericoloso. Si scostò i capelli dal viso. Udì se stesso ansimare. Qualcosa afferrò il suo piede.

Era solo una corrente fredda. Tuttavia perse il ritmo, gli entrò dell'acqua negli occhi, il suo respiro si fece veloce. Nuotò con tutte le sue forze e sentì che qualcosa lo tratteneva. La riva non si avvicinava. Si mosse febbrilmente, boccheggì, inghiottì acqua e gli venne un attacco di tosse, sputò. E di nuovo sentì la presa sulle sue gambe; alzò le braccia, i rumori tacquero, poi tornarono, poi tacquero, e lui si sentì affondare.

Lame di luce che cadevano lentamente in profondità. Una luce verde che si tramutava in oscurità. Un pesce passò oltre velocemente. Un fusto d'albero, ancora con dei rami ma per metà distrutto, stretto da fibre secche.

Andò avanti, risalì di nuovo verso l'alto. Inspirò aria, tossì, sputò, e improvvisamente gli fu chiaro che ne andava della sua vita. Per la prima volta gli parve che la riva si fosse avvicinata. Riusciva a malapena a trattenere ancora il respiro.

Uno sciame di macchie turbinanti, pesci forse, o anche foglie, le lame di luce dirette, un cubetto di metallo, un frigorifero gettato via, la cui porta era aperta, coperto di ruggine. Lottò. Dimenò le gambe, come se un nemico forte lo trattenesse; molto sopra di lui

vedeva la superficie dell'acqua, un tremolio lontano. Dimenava le gambe, non sapeva se stava risalendo o affondando, sputò acqua, il suo cuore si ribellò, sputò ancora, salì e stese le braccia, e improvvisamente capì che quella non era la direzione giusta. Qualcosa di morbido gli toccò il collo, era quasi piacevole, il braccio di una pianta rampicante, voleva toglierselo di dosso, cercò di colpirlo, voleva urlare ma non era possibile, e all'improvviso era tutto capovolto: il cielo stava sotto il profilo delle montagne piegato verso il basso, e lui sentiva che stava risalendo, verso l'erba, verso le radici degli alberi che si stavano disintegrando, verso i lunghi steli, verso i rampicanti, verso il frigorifero; un banco di pesci cambiò la sua direzione con un guizzo. Sentiva ancora la sordità correre lungo il suo corpo...

Poi più nulla.

Qualcuno chiese qualcosa, lui rispose. Si muoveva attraverso un labirinto di specchi, troppi specchi, e in ognuno di essi vedeva la propria immagine. Intorno a lui crescevano delle piante grasse e rigogliose che non aveva mai visto prima. Domande in una lingua che gli sembrava di conoscere, ma che non riusciva a tradurre, come se fosse musica o puro e semplice pensiero, cercò di rispondere ma non capì la sua risposta, provò un'altra volta. E improvvisamente capì.

Aprì gli occhi.

Una formica toccava un filo d'erba su cui scintillava una goccia d'acqua. Si arrampicò, il filo oscillò sotto il suo peso, un colpo di vento lo fece flettere all'indietro. Quando la goccia cadde direttamente in quel punto, il sole lì dentro divenne chiaro e rotondo. Un'ape si levò in volo; attraverso i fili d'erba si poteva vedere il blu del cielo. L'ape volò sopra il suo corpo, il suo ronzio gli arrivava come molto rumoroso; l'ape atterrò e svanì dissolvendosi nell'aria. Improvvisamente dovette vomitare. I crampi lo scuotevano a ondate, ancora e ancora. Poi passò, lui voleva mettersi dritto, ma era troppo debole, un attacco di vertigini lo gettò di nuovo a terra. Al tatto le sue ginocchia erano molli e cedevoli, ci volle molto prima che arrivasse ai piedi. Là in fondo, difficile da scorgere senza occhiali, doveva esserci l'hotel, e sotto il luogo da cui lui aveva cominciato a nuotare. Era ancora consapevole del fatto che la corrente lo aveva trascinato verso il basso, che lui aveva lottato e poi aveva smesso di lottare; e poi davanti a lui emersero delle immagini, frammenti di ricordi che non sapeva da dove provenissero. Una caffetteria quasi vuota, una stanza piena di persone che danzavano, un vagone ferroviario di ferro nella notte, una tempesta di neve e una linea di costa in lontananza. Ma soprattutto: come era arrivato a riva?



Aveva mal di testa. Respirava in modo affannoso, aveva il petto stretto. Gli steli dei fiori indietreggiavano davanti a lui, i moscerini danzavano nell'aria, gli sembrava di essere in un sogno. Gli tremavano le mani e le ginocchia, le pietre gli tagliavano le piante dei piedi. Ma li giacevano i suoi vestiti, proprio dove aveva supposto che fossero. Si piegò, e il movimento gli provocò una vertigine; aspettò fino a quando non fu passata. Cercò a tentoni gli occhiali, li trovò e se li mise su. Per prima cosa vide i mozziconi di sigaretta, il contenitore di metallo, entrambi gli asciugamani: il suo e quell'altro, imbevuti dell'umidità dell'argilla. Le colline apparivano più nitide e allo stesso tempo spostate più lontano, come se il mare fosse cresciuto. Allungò la mano verso la camicia e in quel momento gli venne in mente che aveva perso la conferenza. Se la sarebbero presa con lui, nessuno avrebbe creduto che era quasi annegato, nessuno l'aveva visto; perché una cosa del genere venisse accettata si sarebbe anche dovuti morire. Scomparso e mai più ritornato come quell'uomo lo scorso anno. Non sarebbe stata nemmeno la prima volta...

Julian era intirizzito.

Aveva freddo. Stava lì immobile e sentiva che il tempo passava, le nuvole passavano attraverso il cielo, i colori del mare cambiavano, il sole calava. Trattenne il respiro. Lentamente ritirò la mano.

Incrociò le braccia e si tirò su. Gli tremavano i denti per il freddo. Non si vedeva ancora nessuno, doveva sbrigarsi; doveva farlo ora, subito o mai più. Adesso!

Ma era ancora lì in piedi. No, era impossibile! Come quando durante il giorno, oppure quando ci si appisola durante una notte insonne, si sogna di fare qualcosa, senza in realtà farla. Si tolse gli occhiali e li posò di nuovo sulla camicia. Afferrò la scarpa e tirò fuori le chiavi della camera. Poi cominciò a correre.

E corse in direzione dell'hotel, a piedi scalzi e barcollando. Gli faceva male la pianta del piede sinistro, doveva esserci entrata una scheggia di vetro, ma quando si fermò e si toccò, non c'era sangue. Continuò a correre. Con il movimento sentì più caldo; strinse gli occhi e usò tutta la concentrazione per non perdersi: corse attraverso una nebbia come gli era capitato solo quando aveva la febbre, o come in quel giorno di scuola quando qualcuno, ancora oggi non sapeva chi, aveva nascosto i suoi occhiali; istintivamente allungò le braccia in avanti, ma non cadde, e qualcosa in lui trovò la strada. Represse un grido di dolore, le dita dei piedi avevano urtato contro il pallone da calcio, il quale cominciò a rotolare, saltò giù nel pendio, rimbalzò una volta e ancora una volta e poi un'ultima volta, poi Julian udì un tonfo, poi più nulla. Si può ancora lasciar stare, ripeteva qualcosa in lui, ancora lasciar stare, lasciar sempre stare, non avrebbe funzionato!

Raggiunse l'hotel. Le mura svettavano pendendo verso di lui, andò a tastoni lungo di esse, cercando l'entrata sul retro. Era improbabile che avrebbe incontrato qualcuno: era passata l'alta stagione, non c'erano più ospiti ad eccezione dei partecipanti al congresso, che ora erano tutti nella sala grande, a guardarsi intorno, a disegnare omini, a giocherellare con i loro occhiali e a pensare a qualcos'altro, oppure a niente. E i dipendenti preparavano la cena. Trovò una porta, la aprì con una spinta e si trovò in uno stretto corridoio che odorava di urina e ammoniac.

Dipendeva tutto dal fatto che fosse riuscito o meno ad arrivare nella sua camera senza essere visto. Il cuore gli batteva troppo forte, era ancora bagnato fradicio dalla testa ai piedi. Sentiva che il pavimento era freddo e sporco, la puzza era quasi impossibile da sopportare. Lì c'era la scala; cercò l'interruttore della luce, non lo trovò e salì nel buio. Il primo piano: sentì delle voci, passi che si avvicinavano e si allontanavano; se ne andò velocemente.

Il secondo piano. Un corridoio, porte a destra e a sinistra, gli faceva bene avere di nuovo i piedi su un tappeto. Strinse gli occhi, per un momento le lampade ripresero la loro vecchia forma, poi diventarono nuovamente delle macchie luminose. I numeri delle camere: lì c'era un due, uno zero... naturalmente, in quel piano cominciavano tutti con un due. Un quattro, un cinque, un sette... dov'era il nove? Là. Si piegò in avanti, ed era veramente il duecentonove. Cercò a tentoni il buco della serratura, scivolò sulla guarnizione in ottone, una volta e ancora un'altra, alla fine del corridoio si aprì una porta. Chiuse gli occhi, afferrò la chiave sulla punta – assolutamente tranquillo, pensava, assolutamente tranquillo -, trovò la serratura, entrò barcollando e chiuse la porta dietro di sé. Si alzò e si sedette. Si alzò di nuovo. Sul tavolo giacevano il suo portafoglio, il blocco degli appunti vuoto, sul quale avrebbe dovuto esserci il suo intervento, due penne a sfera, il suo orologio da polso. Aprì il portafoglio. Dentro c'erano abbastanza soldi. Quando partiva per un viaggio prelevava sempre troppo, per delle necessità che non riusciva nemmeno a immaginarsi in modo chiaro, ma questa volta andava bene. Nel secondo scomparto era infilata ancora una foto sua e di Andrea. Era stata scattata alcuni mesi prima, in un piovoso finesettimana che avevano trascorso in una pensione in campagna: pomeriggi dilatati, lunghe passeggiate, interminabili serate davanti al televisore e la notte, una volta portato a termine tutto questo, dormire per un paio d'ore, sempre gli stessi sogni di deserti, di dune sotto molteplici soli, di un mare che cambia colore. Andò in bagno e si asciugò. Non poteva prendere il raffreddore! Era più una consapevolezza che una decisione, più una tranquilla lucidità che una consapevolezza: l'avrebbe fatto.

Si vestì. Pantaloni, camicia e pullover, lasciò la giacca nell'armadio, la sua assenza avrebbe potuto dare nell'occhio. Per fortuna aveva con sé un secondo paio di scarpe. Prese due banconote dal suo portafoglio; sarebbero bastate per il biglietto del treno, poi doveva trovare un modo per procurarsene di più. Prese le chiavi del suo appartamento e mise il passaporto vicino al portafoglio, all'orologio e alla foto.

Gettò un'occhiata alla finestra. Stava già scendendo il crepuscolo, le colline stavano lì scure davanti al cielo, l'ultima scia di luce rossa nell'acqua stava svanendo. Molte barche si muovevano lì sopra, a distanza regolare l'una dall'altra, come se stessero cercando qualcosa. Ma non lui, non ancora. Nel parcheggio sotto la finestra un uomo si inginocchiò accanto a un'auto. Julian si voltò. Nello specchio a muro vide il letto, il tavolo, la porta del bagno aperta. Il telefono squillò.

Allungò la mano verso l'apparecchio e la tirò indietro, quello squillò di nuovo. Guardò il telefono, guardò verso la finestra, guardò la coperta, quello squillò di nuovo. Prese il costume, aprì la porta, uscì, tolse le chiavi e prese la scala, giù al primo piano. Udì delle voci e si fermò, ma quelle si allontanarono; continuò a correre verso il piano terra. Lungo il corridoio – a destra, no, era la direzione sbagliata, a sinistra! Spalancò la porta e uscì all'aperto.

L'aria era calda e secca, presto sarebbe stato buio. Strinse a sé il costume. Doveva sembrare abbastanza ridicolo, ma l'uomo accanto alla macchina non badò a lui. Si girò lentamente, individuò la direzione e cominciò a correre. In venti minuti sarebbe arrivato in stazione.

Guardò in basso verso le sue scarpe, sentì il suolo duro sotto i suoi piedi. Accanto a lui i pini che si lasciava alle spalle erano come colonne scure, un'auto lo superò: due fanali posteriori che si stavano rimpicciolendo, ma ancora visibili, ora già non più. Il suo corpo gli sembrava senza peso, il suo respiro era regolare, la cosa che desiderava di più era continuare a correre. Non importava dove. Solo continuare.

## II

La prima volta che era corso via aveva undici anni. Strappato dal sonno dal rumore della sveglia: per un momento era ancora in parte nel sogno, poi c'era già qualcosa che lo divideva da esso, poi il sogno gli scivolò via dalla memoria e non poté più tornare indietro. Un sapore amaro in bocca, una sensazione di qualcosa di secco e doloroso giù nel profondo della gola. Le scie di luce nella persiana, sull'armadio il modellino in plastica di una nave con i suoi cannoni protesi in avanti, sopra di questo un'immagine di Yoda, che lui un paio di mesi prima aveva fissato con delle puntine da disegno. Il corridoio che conduceva al bagno: il tappeto, morbido sotto ai piedi nudi, il rasoio elettrico di suo padre, le bottiglie di profumo di sua madre, la piastrella danneggiata, di cui lui doveva sempre fissare il punto di rottura mentre si lavava i denti, senza sapere perché.

Sua madre dormiva a lungo come al solito, suo fratello era già andato a scuola, papà stava già lavorando in ufficio. E il cane era morto da sei mesi, era ancora difficile immaginare che non c'era più, né lì né in nessun altro luogo, completamente al di fuori del mondo. Come ogni mattina versò il latte nei cereali e ascoltò lo scricchiolio con cui si riducevano in briciole. Mangiò un paio di cucchiainate, poi si alzò, afferrò la sua borsa, si sforzò di non dimenticare nessun libro importante, cosa che fino a quel momento era successo di rado. La borsa era così pesante che gli faceva male portarla sulle spalle. La porta di casa dietro di lui rientrò nella serratura.

Era ancora buio, il sole non sarebbe sorto prima di una mezz'ora. Davanti a lui c'era un mucchio di foglie secche, ci passò attraverso, gli piaceva il modo in cui il fogliame volava in tutte le direzioni. Poi dovette correre per riuscire a raggiungere il tram; salì ansimando e si sforzò di distogliere lo sguardo da Peter Bohlberg, che sedeva in ultima fila sogghignando, con il suo neo rotondo sulla fronte. Durante il viaggio si era quasi addormentato, dalla finestra vedeva passare lentamente pareti di case, manifesti, lampioni che nella fredda luce mattutina sembravano ancora quasi irreali.

Scese e gettò un'occhiata alla facciata della scuola. I muri neri di pioggia, la porta d'entrata difficile da muovere, il pavimento in sintetico e l'odore di pullover e detersivi. La prima ora matematica. Dr. Möhlbrand aveva la barba e balbettava, la sua mano tremava mentre scriveva alla lavagna dei numeri che, si mormorava, sembravano dei vecchi cracker. Poi delle lettere, che però erano troppo precise, troppo accurate per essere delle lettere vere. Dalla spugna scendeva acqua scura, la tavoletta di metallo su cui questa

si trovava si stava lentamente riempiendo; alla finestra si muoveva la chioma di un albero, sotto il piano del tavolo erano incollate gomme da masticare induritesi negli anni, le lancette dell'orologio a parete compivano il loro giro in modo infinitamente lento. Avrebbe dovuto recarsi in quel luogo ancora otto anni, un lasso di tempo lungo quasi quanto la sua vita, tuttavia gli sembrava come se avesse sempre vissuto. Thule, disse la maestra di tedesco, così si chiamava prima la parte del mondo che ogni volta si credeva essere la più distante. Ultima Thule, il luogo più lontano. Oggi Thule viene paragonata alla Norvegia, voi sapete dov'è la Norvegia, e sulla carta sopra la zona sconosciuta si scriveva *hic sunt dragones*, qui vivono i draghi, ma oggi non ci crede nessuno, i draghi non esistono, e tutti i luoghi sono stati scoperti. Per dopodomani studiate la poesia *C'era un re a Tule*, poi spiegate-mela... La campanella la interruppe, e sebbene lui rimanesse seduto, piegato in avanti e attento, lei non continuò a parlare.

Mentre aspettava il tram in ritardo, cominciò a piovere. Comunque poi arrivò, lui salì, e appena partì Peter Bohlberg gli strappò via la cartella. Lui volle trattenerla e sentì il braccio di Peter intorno al suo collo. Cadde, urtò i palmi delle mani contro il pavimento a solchi duro e sporco. Una donna strillò indignata, un uomo barbuto urlò: "No, no!", e mentre la sua testa era sul pavimento sentì il rumore delle ruote sulle rotaie, tonnellate di metallo che premevano l'una contro l'altra, e una mela sbocconcellata a metà gli passò accanto rotolando lentamente. Premette i suoi gomiti contro lo stomaco di Peter, una volta, ancora una volta, lui stesso spaventato da quanto forte lo faceva, ancora una volta; la presa sul suo collo si allentò, il tram si fermò, era già alla prossima stazione. Julian si ritrasse, afferrò la sua borsa e vide Peter barcollare all'indietro; solo un momento più tardi capì che era stato lui stesso a spingerlo. Fece un salto in avanti, il barbuto urlò ancora qualcosa, ma le porte si erano chiuse di nuovo e lui non capì più nulla, il tram partì. La pioggia tamburellava sulla tettoia di vetro color latte, lui si mise là sotto e aspettò. Sapeva che aveva ancora il peggio davanti a sé.

Il pranzo. Sua madre sedeva davanti a lui e lo guardava distrattamente. Poi sorrise, e lui provò a sorriderle di rimando e seppe che lei ora si stava chiedendo perché lui non era come suo fratello, e perché continuasse a pensare alla mela nel tram. Lei si alzò e andò avanti e indietro lì accanto, lui sentì prendere e riporre oggetti, una volta cadde qualcosa, poi lei fece una telefonata, molto veloce, con voce soffocata e così piano che le sue parole non erano comprensibili nemmeno premendo l'orecchio contro la porta e trattenendo il respiro. Sul suo piatto c'erano una cotoletta, piselli e un mucchietto di purè di patate. Se ci si girava dentro la forchetta assumeva sempre forme più strane. Un pisello rotolò via,

cadde oltre lo spigolo del tavolo, lui lo seguì con gli occhi, lo perse e lo ritrovò nell'angolo. Ancora dopo anni doveva vedersi lì seduto, ad osservare la porta, il piatto, la finestra, di nuovo il piatto, il pisello.

E poi si vide alzarsi e andare.

Nel corridoio prese la sua giacca dall'appendiabiti; gli sarebbe piaciuto di più avere una giacca di marca come gli altri a scuola, ma a lei non aveva mai potuto spiegarlo. Sua madre urlò qualcosa, lui non rispose, dallo specchio del guardaroba vide un volto pallido, non molto somigliante a lui. Udì ancora una volta sua madre, poi la porta di casa si chiuse dietro di lui.

Un uomo in uniforme con una pistola in mano lo fissava da un manifesto: sotto era scritto *Seconda Parte*, lui non conosceva la prima, e non sapeva nemmeno di che film si trattasse, tuttavia lo avrebbe visto volentieri. Pioveva ancora, ma non molto forte, solo un ticchettio sul viso e una sensazione di umidità, che si perdeva nella parte alta della nuca. Avrebbe dovuto mettersi il cappuccio sulla testa; ma non lo fece, nessuno poteva obbligarlo. Gli si bagnarono i capelli, la stringa della scarpa destra era aperta, strascicava e diventò scura per l'umidità. Passò oltre una panetteria: il profumo bruciava nella sua memoria, e per tutta la vita l'aroma di farina calda lo riportò a quel momento. Passò oltre un supermercato, una libreria le cui porte si aprirono, uscì un uomo e si chiusero di nuovo; alla finestra erano accatastati libri per bambini, sui quali erano disegnati orsi sghignazzanti, clown, un tasso con un cappello floscio; si obbligò a non guardare troppo a lungo, gli sarebbe interessato, ma era già troppo grande per quello. Nel vetro della vetrina un sosia trasparente camminava di fianco a lui: collo troppo lungo, capelli umidi, orecchie sporgenti. Odiava quelle orecchie, le osservava ogni giorno, le tastava, sperava che si rimpicciolissero; già una volta, in un mattino particolarmente luminoso e tranquillo, aveva chiesto aiuto al diavolo. Ma anche questo non era stato efficace.

La pioggia era diventata ancora più debole, ora era solo un tratteggio nell'aria, che si percepiva a malapena. Attraversò una strada e poi un'altra, andò a destra, a sinistra e poi ancora a destra e perse l'orientamento. Un grande edificio, che gli pareva di conoscere, finestre come specchi scuri, insegne pubblicitarie, una sigaretta accanto a un'enorme scritta della coca-cola: la stazione. Due porte si separarono slittando l'una dall'altra e lo fecero entrare.

Marmo e rumori che riecheggiavano, innumerevoli persone, lettere che correvano verso il basso di una lavagna nera, la voce di una donna disse *binario tre*, poi ancora una volta *binario tre*. Spalancò le braccia. Improvvisamente ebbe il desiderio di ruotare.

E poiché nessuno glielo poteva vietare, lo fece. Cominciò lentamente e poi più veloce, le persone si trasformarono in un guazzabuglio di scarpe, cappotti, teste, scarpe, ruotò ancora più velocemente, sentì che sbatteva contro qualcosa, qualcuno lo urtò, “Stai attento!”, ancora più veloce, e sarebbe quasi caduto, quando qualcuno all’improvviso lo trattenne.

“Sei da solo?” una donna era accovacciata davanti a lui, aveva rughe sul viso e gli aveva messo le mani sulle spalle. “Hai bisogno di aiuto?”.

Lui fece come se avesse dovuto riflettere. Aprì la bocca, la richiuse, guardò la donna. E improvvisamente, quando lei non se lo aspettava più, si sottrasse a lei e corse. Schivava le persone, saltava di lato, correva, il marmo gli rimandava il rumore dei suoi passi; quando gettò un’occhiata alle sue spalle, lei non si vedeva più. Una scala mobile lo sollevò, attraverso una zona intermedia in vetro lo trasportò su un binario sopra le teste delle persone. Un distributore automatico di gomme da masticare, persone che sbadigliavano, un vecchio uomo secco fissava il giornale con occhi spalancati, in un angolo bighellonavano un paio di ragazzi che sembravano Peter Bohlberg, solo più vecchi e più pericolosi; sperò che non lo avessero notato. La voce della donna disse ancora qualcosa, e un’ondata di aria viziata lo investì. Il treno arrivò al binario, frenò e aprì le porte.

Julian stava in piedi immobile. La paura cresceva dentro di lui, gli stringeva il collo, lo riempiva completamente. Strinse i pugni.

Poi salì.

Lui stesso era assolutamente sbalordito. E quando il treno si era ormai allontanato, la stazione non si vedeva più, le rotaie si confondevano e si dissolvevano l’una con l’altra, i fili della corrente si alzavano e si abbassavano e i primi prati marroncini e umidi si mescolavano sotto i gruppi di case, ancora lui non capiva come e credeva a stento a ciò che aveva fatto. Aveva la bocca secca e avvertiva una sensazione acuta di fiacchezza allo stomaco; improvvisamente desiderò così tanto tornare a casa, che gli si riempirono gli occhi di lacrime. I sedili erano coperti con stoffa lisa, in un contenitore dell’immondizia erano accatastate delle lattine. Un uomo grasso lo guardò con sguardo spento. Le porte del vagone si aprirono e il bigliettaio entrò. Julian si spaventò così tanto che gli mancò il respiro. A quello non aveva pensato.

E se adesso lo avessero imprigionato? La cosa migliore sarebbe stata ammettere tutto o dire che si era sbagliato o perso. Il bigliettaio si avvicinò, l’uomo grasso armeggiò con il suo portamonete e gli comprò un biglietto, il bigliettaio annuì, si leccò le labbra e andò avanti. Fuori i fili della corrente salivano e scendevano, un lago balenò come

un'illusione.

“Non serve ringraziare” disse il grasso. Era pallido, aveva guance flaccide e cadenti, occhi sporgenti e una giacca sgualcita. Ma sembrava amichevole. “In caso tu non sappia dove devi andare...”

“No grazie” disse Julian velocemente.

“Anche io una volta sono scappato. Ti puoi fidare. So com'è.”

“Io non sono scappato!”

“Bene. Sicuro!” Il grasso fissò per un momento davanti a sé; quando il treno si fermò si alzò, andò alla porta con passi strascicati e scese. Julian lo vide ciabattare anche fuori lungo il binario, in modo molto lento e pesante, sorridendo tristemente, poi il treno partì. Scese il crepuscolo, le colline divennero contorni ben definiti. E poi Julian si fece strada attraverso una tempesta di neve, i fiocchi gli passavano davanti, non avanzava, inciampò e cadde, spalancò gli occhi, ora il vagone era quasi vuoto. Scese alla stazione successiva. Era solo una piccola stazione, il nome sul tabellone gli era sconosciuto, anche qui c'era l'uomo in uniforme, Parte Seconda. Si sedette su una panchina. Delle persone erano in piedi vicino alle valigie, senza muoversi, un uomo si appoggiò ad un chiosco mobile, nessuno parlava. Lui aspettava. Nessuno parlava o si muoveva.

Si piegò in avanti. Sui binari lampeggiarono luci rosse, circa a cento metri di distanza c'era un treno. Sul binario di fronte c'erano sigarette, pezzi di stoffa, una sfera deformata, un sacco. E una mano.

Strizzò gli occhi, il momento si protraeva, non voleva passare. Era una piccola cosa bianca, con cinque dita, che sotto il suo sguardo un'altra volta e un'altra volta ancora si trasformò nella mano di una persona.

E tuttavia il momento passò. Ora il sacco era la parte superiore di un corpo, e dall'ombra emersero due gambe, come se fossero un'immagine nascosta in un'altra immagine. E la sfera deformata era una testa. Senza viso, senza capelli, un oggetto estraneo e inafferrabile. Ma una testa. Un neonato gettò un grido felice. Un comunicato rimbombò dall'altoparlante, non si capì nulla, il suono si perse. Il treno era dalla parte opposta, e tutti lì dovevano averlo visto, proprio un momento prima che questo arrivasse. Julian si strofinò la fronte, le sue mani al tatto erano come metallo, faceva fatica a muovere le dita. Un poliziotto passò oltre a grandi passi, si guardò intorno, sembrava cercare qualcosa. Julian socchiuse gli occhi. Decise che doveva essere un sogno, un'immaginazione o un'invenzione, niente che avesse un significato, e che la fredda rigidità delle sue membra dovesse avere altre ragioni oppure nessuna; si alzò con uno scatto. Una donna lo guardò



con aria piena di rimprovero. Con tutte le sue forze riuscì a voltarsi e ad andar via.

E ora probabilmente si era allontanato dalla stazione. Poi come passo successivo, come se questa immagine per alcuni minuti si fosse cancellata dai suoi ricordi o dal tempo stesso, si ritrovò su una panchina, in un parco, tra un monumento equestre e una fontana spenta. Un uomo in tuta trascinava un rastrello fischiando.

Poi scese il silenzio.

Non c'era vento, non pioveva più, e la sua giacca in un certo modo lo teneva al caldo. Solo in un paio di punti si vedevano delle stelle, minuscole e così lontane che a malapena splendevano davvero.

L'aveva visto sul serio – un corpo morto, fatto a pezzi, lì sul binario? Già ora gli sembrava distante, non plausibile, non era compatibile con le altre cose, con quel giorno, con la scuola, i cornflakes, il tram, con i piselli del pranzo. Ma le sue membra erano ancora rigide, le sue mani tremavano ancora.

Ora si vedeva anche la luna, opaca e non del tutto limpida. Si strofinò gli occhi. Aveva dormito? E poi vide ancora quella mano davanti a sé e seppe che non se l'era immaginata. Qualcosa dietro di lui emise un fruscio, con la coda dell'occhio vide un movimento; si girò ma lì non c'era nulla. Nella fontana accanto a lui oscillava il riflesso di un lampione. E improvvisamente seppe che sarebbe morto.

Non oggi e probabilmente non tanto presto, ma prima o poi: un corpo poteva essere strappato, distrutto come una qualsiasi cosa. Osservò le sue mani, due contorni grigi, magre e disegnate in modo molto grazioso, e quando riconobbe la somiglianza, la paura divenne così forte che esse gli apparvero come una parte del mondo esterno, come qualcosa che proveniva dall'oscurità che lo circondava. Sudava nonostante il freddo. Chiuse gli occhi. Cercò di immaginarsi che lui non era più lì, da nessuna parte, in nessun luogo; e capì che non avrebbe più potuto immaginarselo, che lui avrebbe dovuto essere sempre presente nelle sue rappresentazioni, in un qualche modo, fosse stato nascosto o trasformato in un fantasma.

Quando aprì di nuovo gli occhi la luna se n'era andata, sentì un raschiare dietro di sé, probabilmente un uccello o uno scoiattolo, ma il rumore non lo spaventò. Strinse i pugni e si alzò in piedi lentamente. Uscì dal parco, giù in strada, un semaforo giallo lampeggiava, non c'erano auto da nessuna parte. Rimase in piedi davanti a una vetrina: delle radio, una lavatrice, davanti a esse i contorni della sua immagine riflessa; ma improvvisamente le sue orecchie non lo disturbarono più. Su una delle radio brillavano le cifre digitali di un'ora: uno zero, un tre, due punti, uno zero e un sette. Le osservò finché

il sette non diventò un nove.

Da un ristorante proveniva un rumore smorzato; musica e voci che si mescolavano; involontariamente accelerò il passo. Si fermò accanto a un distributore automatico di gomme da masticare. In realtà non voleva nessuna gomma, ma ora doveva probabilmente essere così. Tirò fuori una moneta, la gettò nella fessura e la sentì rotolare nella profondità metallica del contenitore, spinta oltre da dita invisibili, una volta, una seconda e una terza, infine qualcosa si ingrandì, e venne fuori un pacchetto. Strappò la carta, tolse una striscia di gomma dalla lamina e se la ficcò in bocca. Era dolce, si modellava teneramente, diventava più rotonda ad ogni morso. E quando una mano gli toccò le spalle, si spaventò solo un po'. Se l'era aspettato. Si girò e guardò in viso il poliziotto. Pensò alla maestra, alla mela morsicata nel tram, a Tula e ai draghi negli oceani che non avevano un nome. E nonostante tutto era sollevato. "Ehi, come ti chiami?" chiese il poliziotto. Sarebbe quindi andato a casa. Suo padre avrebbe urlato, sarebbe stato punito, arresti domiciliari o niente paghetta per lungo tempo, sua madre non avrebbe parlato con lui, e infine avrebbero dimenticato quello che rimaneva loro. Tuttavia le sue orecchie non lo avrebbero mai più disturbato. Guardò il poliziotto. Poi prese aria e disse il suo nome.

Più tardi aveva sempre considerato quel momento il suo primo ricordo. Naturalmente era insensato, ce n'erano tantissimi molto più vecchi, ma nessuno di essi sembrava appartenere completamente a lui, bensì pareva che in parte fossero di qualcun altro che lui aveva conosciuto in un'altra vita.

Per la maggior parte erano immagini, scollegate, male illuminate, dai contorni sfocati. Il tappeto in salotto, dove lui spargeva i suoi giocattoli, per stare a guardare come si risvegliavano in una vita sotto forma di insetti e strisciavano avvicinandosi o allontanandosi tra loro. Una papera di gomma, un soldato con una baionetta in mano, rotta già da tempo, un orso di stoffa con un cappello storto, e un piccolo poliziotto, che lui sorprende in uno spiacevole tentativo di fuga, quando si spingeva con movimenti tremanti in direzione della fessura della porta. Lui sapeva della comunità muta che formavano tra loro, del loro accordo silenzioso e leggermente ostile da cui lui era escluso, e immaginava anche che comunicassero riguardo a lui quando non era nella stanza o quando dormiva, ma non c'era niente che potesse fare. Un'altra immagine mostrava suo padre, che andava avanti e indietro velocemente, arrabbiato per qualcosa, lui non sapeva cosa e non l'avrebbe mai saputo. Un'altra il viso di suo fratello Paul che seguiva in televisione il programma di marionette, gli occhi chiusi per metà e la testa gettata all'indietro. Entrambi avevano creduto che quelle bambole fossero entrate in scena

pomeriggio dopo pomeriggio solo per loro, e avevano scoperto con delusione cocente che tutti potevano vederle, ogni giorno, e che esse erano solo pezzi di legno, vestiti e incollati abilmente, appesi a dei fili e fatti apparire come esseri animati dalla telecamera. Poi sua madre, che scriveva una lettera a qualcuno. Era estate, lui sedeva sul pavimento e la osservava, i loro sguardi si incontrarono, lei si era già voltata, e improvvisamente gli parve come se qualcosa fosse andato perduto. Poi si alzò e uscì. Nell'erba trovò il piccolo poliziotto per metà seppellito, che ci aveva provato ancora una volta. Lo tirò fuori dalla terra agendo contro la sua resistenza ostinata e origliò le voci della radio provenienti dalla finestra di Paul: una discussione tra adulti, non capiva come si potesse ascoltare una cosa del genere. E dopo cena avrebbe potuto guardare mezz'ora di un film, prima che lo spedissero a letto, e se ne sarebbe andata un'altra domenica, a mala pena distinguibile da quelle passate e da quelle che sarebbero venute, non sarebbe cambiato nulla.

Il poliziotto lo aveva riportato indietro ed era andato tutto come si era aspettato. Suo padre urlò, sua madre uscì, Paul strinse gli occhi e lo osservò pensieroso, come se notasse l'esistenza di Julian per la prima volta. Suo padre si interruppe, si schiarì la voce e urlò ancora. Paul sbadigliò e uscì. Julian guardò l'orologio a parete senza dare nell'occhio, la lancetta grande fece tre, quattro e cinque salti, suo padre continuava a urlare, la lancetta fece il sesto e il settimo salto, il padre seguì lo sguardo di Julian e ammutolì. Un paio di minuti dopo Julian era a letto e sentì la chiave che girava due volte nella serratura. I mobili si stagliavano come schemi dai contorni ben definiti, attraverso la persiana vide che era già chiaro. Perlomeno oggi non avrebbe dovuto andare a scuola. Da fuori sentiva le loro voci, veloci e febbrili, ma non capiva nulla di quello che dicevano. Ancora una volta lo vide davanti a sé: la mano bianca, il sacco che era stato un corpo, la testa irricognoscibile. Ma aveva già cominciato ad abituarsi. Osservò le sue mani, e improvvisamente dovette sorridere. Poi chiuse gli occhi.

Negli anni seguenti ebbe innumerevoli insegnanti, altri compagni di classe, studiò il latino, la fisica, la biologia e imparò che scappare non aiuta. Quando Paul vinse un concorso per programmatori e con un'espressione di annoiata sorpresa che non sarebbe più riuscito a togliersi di dosso, prese un atto dalle mani del ministro della scienza, sedettero in prima fila e applaudirono, e Julian avrebbe dato molto per essere lì anche lui. Solo che aveva capito a malapena quello che aveva fatto Paul effettivamente: aveva a che fare con i numeri primi, con un modo particolarmente elegante di trovarli, e con il commodoro 64, che da un anno stava nella stanza di Paul. Doveva averci passato centinaia di ore, nella fioca luce del televisore in bianco e nero che gli faceva da monitor.

Julian lo aveva visto così ogni giorno, ma non aveva mai osato chiedere.

Non avrebbe saputo dire perché. Ma qualche volta gli sembrava come se non conoscesse nessuno che non avesse paura di Paul. I genitori non lo punivano, i professori evitavano di interrogarlo e gli davano bei voti come se lui ne avesse un diritto naturale. A dodici anni si rifiutò di festeggiare il Natale, a tredici, in un colloquio con il direttore scolastico, impose di essere esonerato dalle ore di religione, a sedici sembrò diventare corpulento; ma era un'illusione, c'era solo qualcosa di pesante in lui, che si coglieva meglio se lo si considerava grasso. A diciassette il direttore lo obbligò a partecipare a un concorso per giovani programmatori; vinse il secondo premio per la derivata di una sinusoidale sul commodoro amiga. "Avrebbe potuto essere il primo - disse lui - ma ho avuto troppo tempo, era noioso. A chi interessano le curve!"

Julian si chiese se questo significasse che era arrabbiato. Probabilmente no; sembrava che non ci fosse niente da dare, niente per cui valesse la pena fare una fatica simile. E persino nei rari momenti precedenti, quando Julian lo aveva visto piangere (era caduto o scivolato o – solo una volta – era stato picchiato da Peter Bohlberg; tuttavia Peter era impallidito, si era ritirato e non lo aveva più rifatto), ciò era successo solo dopo una pausa piccola e concentrata. Come se Paul avesse prima dovuto ricordarsi come si manifestavano le reazioni umane e che ogni tanto era necessario risvegliarle dentro di sé o perlomeno imitarle.

Julian non aveva buoni voti. Aveva difficoltà a contare, faceva errori nello scrivere, si annoiava fino allo sfinimento per la maggior parte delle ore, e gli insegnanti sfogavano su di lui la rabbia per il fatto che per loro suo fratello rimaneva irraggiungibile. Una volta, non sapeva perché, l'insegnante di biologia lo fece rimanere a scuola per castigo, e quel pomeriggio - fuori gli artigiani facevano rumore, le cornacchie svolazzavano passando davanti alla finestra, e lui sentiva le grida dal campo da calcio – lesse per la prima volta di Spinoza in un libro. Non capì una parola, ma gli restarono impressi il tono di completa calma, la sfuggevole arroganza di quelle frasi, di cui ognuna sembrava rimbombare, come se lui le avesse pronunciate all'interno di una grande volta. Lesse di sostanza e di attributi, di processi che stavano uno accanto all'altro, e quando improvvisamente sentì le lacrime, gli parve solo un'illusione dei suoi occhi: negli ultimi tempi il mondo gli era apparso sempre più inaffidabile, bicchieri e tazze si erano ritirati davanti ai suoi occhi, le maniglie delle porte si erano sottratte alla sua presa, e attraverso abili contorsioni le lettere lo avevano confuso circa la loro vera natura. L'oculista lo fece guardare in un dispositivo, cambiò lente dopo lente e gli chiese sempre con lo stesso tono: "Vedi

qualcosa? Eh? Vedi qualcosa?” e lui ebbe i suoi primi occhiali. Andò a scuola con quelli e Peter Bohlberg glieli danneggiò subito con un lancio del pallone ben indirizzato al suo viso, e lui ebbe il secondo paio di occhiali, che sembravano più economici e gli stavano un po' storti. Finì di leggere l'*Etica* di Spinoza e ricominciò da capo. Lì veniva confermato continuamente qualcosa, chiaramente e senza possibilità di obiezione, solo che lui non capiva cosa; avrebbe dovuto continuamente da qualche parte tra le pagine, tutto era molto complicato e in un certo modo distaccato da lui, come un dialogo doveva ascoltare. Ricominciò da capo, continuò a non capire nulla e portò il libro in vacanza.

Suo padre aveva parlato di qualcosa come un tentativo di salvezza e aveva affittato una casa sulle montagne. Aderiva al pendio e aveva un soffitto di scandole molto vecchie, sotto le quali vivevano dei piccoli ragni, che di notte venivano all'interno e che quando si accendeva la luce sembrava che volassero per qualche frazione di secondo al margine del suo campo visivo. Julian doveva dividere una stanza con Paul, di cui di notte sentiva i respiri, si girava da una parte all'altra e per la prima volta non riuscì a prendere sonno. Una dopo l'altra passarono le ore, sulla finestra vedeva la luna arrampicarsi sulle ombre delle montagne. Immagini, parole senza un nesso, mezze frasi strappate da slogan pubblicitari, melodie del televisore e i volti vuoti degli attori: un funzionamento a vuoto, in una qualche direzione, della sua coscienza, la quale non voleva mettersi in testa queste cose. Per la prima volta Julian capì che lui era qualcosa di diverso da quelle voci dentro di lui, dalle immagini e dai suoni che il suo ricordo custodiva, qualcosa di diverso anche dai suoi pensieri. Chiuse gli occhi, li aprì di nuovo e vide che era chiaro e che doveva aver dormito ancora. Intontito, si alzò in piedi. Il letto di Paul era già vuoto, le lenzuola erano piatte, come se lui non vi si fosse disteso.

Di giorno, mentre Paul sedeva sul balcone sbadigliando e gettava occhiate ostili al sole, come se non potesse aspettarsi che questo scomparisse di nuovo, Julian leggeva l'*Etica*. Continuava a non capire nulla, a parte che il tutto era una cosa sola, ma in qualche modo poi di nuovo non c'era nulla, e che non c'era libertà, o meglio, che essa consisteva in un qualcosa a cui non era possibile accedere. Prese la sua bicicletta, la spinse su una collina – Paul bighellonava dietro di lui, le mani in tasca -, salì in sella, e spinse partendo dal basso. All'inizio andò lentamente, poi sempre più veloce, percepiva il dislivello del terreno e sentiva che stava per cadere, non ancora, e ogni secondo, non ancora, era un trionfo del suo equilibrio, non ancora, e voleva urlare per la gioia. Poi la mano perse la presa e per un momento il cielo fu sotto di lui e l'erba sopra, e un aereo si bloccò nel blu umido. Poi era lì disteso, e tutto ciò era già un ricordo, e meravigliato sentì come anche il

presente, il suo gomito graffiato, gli steli davanti ai suoi occhi e l'aereo che continuava a vedere si erano già tramutati in qualcosa di passato. Dalla cima della collina sentì la risata di Paul.

Il tentativo di salvezza non aveva avuto successo. Nel viaggio di ritorno i suoi genitori non si scambiarono una parola, suo padre sedeva al volante e taceva, sua madre guardava concentrata una cartina che non aprì per tutto il viaggio, e Paul disegnava su un foglio di carta con la fronte aggrottata omini stilizzati che gettavano lunghe ombre.

Una settimana dopo suo padre fece due valigie. Mentre le portava nel corridoio inciampò, cadde giù per le scale, rimase e finì disteso sul corridoio con il viso rosso e un piede girato in modo orribile. Una delle valigie si era aperta e il suo contenuto, camicie, biancheria intima, un rasoio, diverse paia di scarpe, si era sparpagliato sul pavimento. Suo padre giaceva lì, si guardava intorno sorpreso, con la bocca aperta, quasi curioso, e le sue labbra si muovevano senza che si sentisse un suono. Afferrò una delle scarpe, se la rigirò in mano come se non l'avesse mai vista, e la rimise via. Sua madre scese le scale, andò al telefono e cercò il numero dell'ambulanza. Ma non lo trovò; anche a suo padre non venne in mente. "Non l'avete imparato a scuola?". "Al contrario! Sì che lo abbiamo imparato!" disse Julian "sicuro!". Ma non riusciva a ricordarselo. Suo padre fece delle proposte su dove fosse il libricino di pelle nel quale scriveva tutti i numeri importanti, sua madre cercava, e Julian stava in piedi lì accanto e guardava. Finalmente lo trovò e lo digitò, sbagliò numero, disse scusate, scelse ancora una volta, un piede rotto, disse, esatto, rotto, non sembra bello, e suo padre annuì ed evitò lo sguardo di Julian. Mentre aspettavano sua madre rifece la valigia, piegò le camicie, ripose le scarpe paio a paio e le avvolse con carta di giornale. Julian si sedette sui gradini. Suo padre aveva chiuso gli occhi, le sue labbra continuavano a muoversi, Julian avrebbe voluto sapere cosa stava dicendo. Durò quaranta minuti, finché una macchina bianca si fermò davanti alla porta di casa, senza sirene o luce blu, e due uomini forzuti issarono suo padre su una barella; uno fissava la coperta sogghignando in tutto il viso, come se lì ci fosse qualcosa di interessante, l'altro si mordeva le labbra e gonfiava le guance. "Manderò a prendere le valigie!" disse ancora suo padre. Uno dei soccorritori guardò Julian, ammiccò e mise la mano sulla fronte in segno di saluto.

"Sai già cosa vuoi diventare dopo?" chiese Paul.

"Dopo?"

Paul sospirò. "Dopo la scuola."

"Non lo so" Julian fece spallucce "Veramente proprio niente."

“Sei fortunato, lo sei già.” Paul rise e Julian lo guardò e cercò di capire quello che intendeva. “Ma non farti illusioni, non verrai bocciato, me ne occupo io.”

E lo aiutò davvero a studiare matematica. Pomeriggio dopo pomeriggio sedevano al tavolo da pranzo, Julian non aveva mai trascorso così tanto tempo con suo fratello. “Numeri. Quando conti succede qualcosa che ha a che fare con loro. Stai semplicemente attento, il resto esce da sé! È la loro vita, non ne hanno un'altra, e l'unico che gliela può dare sei tu.”

E questo aiutò. Julian fece gli esami di maturità, li superò e cominciò a frequentare delle lezioni universitarie. In realtà gli piaceva: scarabocchiava distrattamente in blocchi lineari, masticava la matita e pensava che probabilmente lui avrebbe potuto essere benissimo lì, nel logoro mezzogiorno dell'auditorio, nell'andamento monotono della voce del professor Kronensäuler, che parlava del commento di Vetering sulla legge del grande numero di Pascal, davanti a file e file di occipiti, come da qualsiasi altra parte. Anche qui la gomma da masticare si appiccicava sotto le sedie, e la chioma di un albero si muoveva davanti alla finestra, e in un modo che dava tranquillità era come se non fosse cambiato niente. Accanto a lui sedeva una ragazza. Non era bella, ma aveva occhi chiari e intelligenti, e si lasciava sempre i capelli scostandoli dal viso, e questo gli impediva di concentrarsi. Si chiamava Clara.

Andarono a teatro, al cinema, a passeggiare, e quando i suoi genitori andarono in viaggio, loro andarono a casa di lei. Le loro ombre correvano lungo la parete delle scale di casa, qualcosa cadde sul pavimento, una porta si aprì e un orsacchiotto di peluche arruffato gettava occhiate poco amichevoli dall'alto dell'armadio. Clara sorrise, e il suo cuore perse un colpo quando sentì la traccia di durezza nella sua voce. Sentiva i suoi capelli sul viso e il profumo di shampoo, poi il suo peso sopra di sé; si meravigliò di quanto fosse pesante e che il suo petto fosse esattamente come se lo era immaginato; il suo cuore si fermò, e allo stesso gli sembrò di vedere tutto in lontananza. La toccò e sperò che le sue mani facessero automaticamente la cosa giusta, gettò indietro i suoi capelli e i secondi successivi cancellarono l'oscurità della stanza, e lui era un altro o nessuno, e solo un po' dopo riemerse il viso dell'orsacchiotto, un viso che aveva un'aria di rimprovero, poi la porta ancora aperta, e poi, vicinissimo e leggermente sfocato, il suo viso. Come se lui non l'avesse mai visto.

Il mattino dopo lui doveva alzarsi presto, doveva fare il suo discorso su Vetering nel seminario di Kronensäulen. Parlò un'ora e mezza dell'*Oekonomie*, essenzialmente più a lungo del previsto, ma non voleva smettere. I suoi appunti gli apparivano pesanti e

pietosi, con sua sorpresa si sentì improvvisare, inventare delle formule e citare delle opere che non c'erano; era sicuro che lo avrebbero cacciato fuori, ma gli era indifferente. Che cos'era quel seminario idiota? che cos'era quel percorso di studi? Per la prima volta aveva la sensazione di avere in mano la sua vita. Quando finì ci fu silenzio a lungo, poi Kronensäulen gli chiese di andare nel suo ufficio, dove gli offrì una sedia, una tazza di caffè e un impiego.

“Già da molto cerco qualcuno che scriva una monografia su Vetering. Un uomo molto sottovalutato, nonostante tutto. Se Lei vuole conseguire il dottorato, un lavoro attuale su di lui sarebbe necessario, non crede?”

Julian tacque. Non sapeva praticamente niente di Vetering. Ma era un impiego, e una cosa del genere non si poteva decidere subito. Infine alzò e abbassò le spalle, guardò in faccia Kronensäulen e disse piano: “Sì, certo. Veramente necessario”.

Solo pochi giorni dopo Paul accettò un'offerta da *Infotoy-Software*. Improvvisamente e senza preavviso, e quando glielo raccontò Julian pensò che fosse uno scherzo.

“Ma perché? - gridò Paul - Se solo sapessi quanta fatica è necessaria, quanta capacità, quanto sapere e quanta riflessione, quanta *matematica*, per creare intrattenimento per gli analfabeti! E nessuno la usa, e a nessuno interessa. Non è straordinario?”

“In realtà no” disse Julian, “Perché?”

“È come un simbolo”.

“Di cosa?”

“Ah, non ne ho idea. Non è importante!”. Paul sbuffò, si voltò e non disse più nulla. Un camion da trasloco portò i suoi averi nel suo nuovo appartamento. Lui rimase lì, usciva raramente e lavorava a dei giochi nei quali gli extraterrestri venivano uccisi, i mutanti distrutti, gli insetti annientati. Non doveva mai andare in ufficio, l'azienda gli permetteva di rimanere a casa; lui era il loro unico programmatore e poteva scrivere lui stesso la routine più complicata direttamente nel linguaggio del programma. Quando Julian lo andava a trovare lui sedeva tra alti pile di fogli in una poltrona molto piegata all'indietro e teneva lo sguardo fisso in aria, mentre piccoli omini si muovevano su uno schermo enorme, saltavano su e giù, ridacchiavano, facevano i giocolieri con delle palline e si spintonavano l'uno con l'altro con un'espressione di allegra malvagità. Paul era taciturno e disturbato, i suoi occhi sembravano piccoli e stanchi. Sembrava si stesse occupando di qualcosa di cui non voleva parlare. Un'immagine alla parete mostrava un mare, palme, montagne sullo sfondo, che si dissolvevano nel chiarore della nebbia. Dopo mezz'ora Julian si alzava e mormorava un saluto, era contento di potersene andare.



Aprì la porta dell'appartamento, e sua madre lo salutò piano. Anche lei negli ultimi tempi sembrava non star bene, da alcuni mesi gli sembrava come se fosse una vecchia parente di sé stessa. Suonò il telefono, lei lo sollevò e gli diede la cornetta con una strana espressione. Era Clara, voleva vederlo subito.

Andò davanti alla porta. L'aria era fredda, e per la prima volta quell'anno sapeva di inverno. Infilò le mani nelle tasche e strinse i denti nell'inutile tentativo di nascondere la contentezza. Ora sapeva che avrebbe rifiutato l'offerta di Kronensäuler. Non l'avrebbe fatto per così poco, non ancora! I lacci della sua scarpa destra erano sciolti e si arrotolavano l'uno con l'altro, ma lui non se ne curava. Un uomo uscì da un supermercato e gli lanciò un'occhiata vuota. Aveva cominciato a cadere una pioggerellina sottile appena percettibile, lui ispirò. E ora: sarebbe scappato.

Lasciare la prigione, uscire, e nessuno poteva trattenerlo. Gli venne in mente la vecchia carta dei mari, i draghi, *Ultima Thule*, il luogo più lontano.

Suonò, la porta si aprì subito, e Clara era in piedi davanti a lui. Era pallida, i capelli erano in disordine, e per un momento – ma subito si spaventò di sé stesso – si chiese cosa gli fosse piaciuto di lei. Poi notò l'espressione del suo viso.

“Cosa c'è?”.

I loro sguardi si incrociarono, gli venne caldo. Un passero arruffato atterrò nel recinto del giardino, lo fissò con i suoi occhi che sembravano la testa di uno spillo, fece un piccolo salto e volò via, senza immaginare che sarebbe rimasto nella memoria di Julian. Come anche il tetto della casa dei vicini, il comignolo eretto di casa sua, la lamiera della grondaia e l'espressione del viso di un uomo che passava con trench, cappello, bastone da passeggio e valigietta.

“Per favore!” disse allegro “Non può essere così grave!”.

### III

Era come se non avesse mai dormito così profondamente. Julian si ricordava solo vagamente del bus che ieri si era fermato in strada accanto a lui, al viso amichevole del guidatore, al cenno di invito della sua mano. Era stata una fortuna, perché a piedi non sarebbe mai arrivato in stazione, era molto più distante di quanto avesse immaginato. Infine era sceso, barcollando per la stanchezza, aveva urtato una vecchia signora, si era scusato e aveva notato di tenere ancora sotto il braccio il costume bagnato, la prova più importante, doveva sparire. Si scagliò contro qualcosa che sembrava un contenitore delle immondizie. Non era facile trovare l'interruttore giusto quando si vedeva solo sfocato. Un impiegato gli vendette un biglietto. Poi sedette su una panchina e guardò l'andare e venire degli uomini e delle mosche, che strisciavano, allo stesso tempo minuscole sopra i lampioni e trasformati in ombre gigantesche sul pavimento. Il treno arrivò, lui salì, si sedette su un posto libero, venne cacciato da una signora che lo aveva riservato, ne trovò un altro, e lo scossone della partenza lo spinse nella morbida imbottitura. Un bigliettaio, solo una silhouette incorporea e azzurrognola, controllò il suo biglietto, Julian gli chiese l'ora, mancava poco alle nove e mezza. Il bigliettaio andò avanti e dopo un paio di secondi tornò indietro per dirgli che ora avrebbero dovuto essere precise; Julian scosse il capo, voleva chiedere cosa intendeva, ma improvvisamente al finestrino divenne chiaro – colline che crescevano e che si rimpicciolivano, case che venivano oltrepassate velocemente, un pallido mattino d'autunno -, e quando chiese l'ora al suo vicino, che improvvisamente era un altro, seppe che erano le undici e mezza. Di mattina? Certo, di mattina. E lì già si ricomponevano la stazione, le vetrine, i manifesti e i bagagliai; spalancò la porta e saltò giù, ancora prima che il treno si fosse fermato. E lui stava lì in piedi e si guardava intorno e ancora capiva a stento che era veramente arrivato a destinazione.

A destinazione. Le membra gli facevano ancora male, aveva le vertigini per essersi alzato velocemente. Le scale mobili lo portarono nell'ampia sala. Rumore e persone, odore di pizza e di grasso fritto e là sopra, illeggibile senza occhiali, la lavagna con gli orari delle partenze; forse la voce di donna dall'altoparlante era ancora quella di una volta – ma no, non era possibile, gli orari cambiano, le registrazioni devono essere aggiornate costantemente. Si voltò verso l'uscita, pestò il piede a qualcuno, si scusò, le porte a vetri si separarono l'una dall'altra, e lui era all'aperto.

Era freddo e ventoso. Alzò la mano, e alcuni secondi più tardi un'auto frenò davanti a lui;

non la vedeva nitidamente, ma dal colore doveva essere un taxi. Vi si avvicinò, aprì la portiera e si sedette. L'odore dei sedili in cuoio, adesivi con delle cifre accanto al cruscotto, il viso rotondo e barbuto del guidatore. Era veramente un taxi.

Julian diede il suo indirizzo, il guidatore annuì. Probabilmente avevano iniziato a cercarlo solo quel mattino, ora più o meno dovevano aver trovato i suoi vestiti, le sue scarpe, gli occhiali soprattutto, poi l'addetto alla reception si sarebbe ricordato e avrebbe detto che lui non era stato ancora avvertito. Avrebbero aperto la porta della sua camera e avrebbero trovato i suoi bagagli, il portafogli e il passaporto. Poi avrebbero spedito una barca e avrebbero perlustrato l'intera superficie del mare per cercarlo; non aveva senso ma si faceva sempre, le assicurazioni lo pretendevano.

La macchina frenò e non si mosse più, erano in coda. La somma sul tassametro era già molto alta. Il taxista aveva improvvisamente una sigaretta in bocca e guardava Julian dallo specchietto retrovisore. Julian lo guardò, lui guardò da un'altra parte, Julian guardò da un'altra parte, il taxista lo guardò. Il fumo pendeva grigio sopra le loro teste. Julian lo guardò di nuovo, il taxista guardò da un'altra parte.

“Potrebbe per favore non fumare?”

“Naturalmente!” Il taxista non si muoveva, le sue dita battevano il ritmo di una melodia impercettibile sul volante, non si accingeva a spegnere la sigaretta.

“Mi faccia scendere!” disse Julian.

“Cosa?”

“Io scendo”.

“Bene” disse il tassista impassibile. “Prego”.

Julian lanciò una banconota sul sedile del passeggero, aprì la porta e saltò in strada. Si guardò intorno, il tassista aveva abbassato il finestrino con la manovella e lo stava guardando; buttò via la sigaretta con le dita e questa volò via descrivendo un ampio arco. Julian andò più veloce, poi cominciò a correre. Qualcosa era diverso dal solito, qualcosa di importante, ma non sapeva cosa. E solo dopo un po' capì che stava nevicando.

Davvero: fiocchi minuscoli, che non attecchivano, che si scioglievano non appena toccavano il suolo, già dopo pochi secondi non si percepivano più. E lì c'erano già la sua via, la sua casa, le finestre del suo appartamento al secondo piano. Aprì la porta di casa con una spinta e corse su per le scale a testa china, i suoi passi gli sembravano troppo rumorosi. Non poteva assolutamente incontrare un vicino!

Quando volle aprire la porta dell'appartamento, il mazzo di chiavi cadde a terra con un tintinnio sinistro, al piano di sopra una porta si aprì e si chiuse, lui cominciò a sudare.

Mancò di nuovo la fessura, la chiave scivolò, si impose di inspirare ed espirare a fondo, come il giorno prima in hotel. Poi ci riuscì, la chiave girò, la porta si aprì.

Rimase in ascolto. Aveva sentito qualcosa? Improvvisamente gli venne il sospetto di non essere solo, che qualcuno lo stesse aspettando. Fece un passo nel corridoio, il pavimento scricchiolò, ne fece un altro. Nello specchio a parete era ritratta la sua immagine, l'armadio dietro di lui, due quadri appesi storti. Andò in salotto.

Il pavimento scricchiolò. La copia della sua immagine si muoveva nello specchio, vedeva un armadio e due quadri in cornici marroncine, entrambi erano appesi storti; era ancora in corridoio. Lo stordimento gli tolse il respiro. Spalancò ancora una volta la porta che dava sul salotto...

Proprio, il salotto. Ma sembrava più grande del solito, oblungo e deformato. Le macchie confuse del divano e della sedia, il tavolo, la lampada che oscillava dal soffitto; perché si muoveva? Di nuovo gli sembrò di aver percepito qualcosa, ma in realtà non c'era stato alcun rumore, era più un movimento nel silenzio. Dalla strada non si sentiva più nulla.

Si costrinse a proseguire. Il pavimento scricchiolò di nuovo, probabilmente un asse. Ma lì non c'erano assi. Strinse gli occhi e si concentrò sull'armadio, sul secondo cassetto partendo dall'alto. Quando si diresse verso di esso, l'armadio fece un debole tentativo di indietreggiare. Ma Julian fu più veloce, riuscì ad afferrare il cassetto, lo spalancò e tastò alla ricerca dei suoi occhiali di riserva. Li trovò e li indossò. Per un secondo non accadde nulla. Poi gli oggetti indietreggiarono, si restrinsero nei loro vecchi contorni, nella luce fioca del suo appartamento, così come li conosceva.

E tutto era ancora lì. Tavolo e armadio, il tappeto, la pila di fotocopie di formulari dell'ufficio, il cestino della carta, non più svuotato dalla sua partenza, pieno di fogli scarabocchiati, la stoffa che ricopriva il divano già scolorita, accanto la pila di fogli verdi degli esemplari ancora rimasti di *Vetering: personaggio, opere e influenza*, che lui un anno prima aveva acquistato dalla casa editrice, perché non venissero macerati. Si sentiva come un intruso, qualcuno che non avrebbe dovuto essere lì e che interrompeva con la sua presenza un avvenimento silenzioso. Indietreggiò nel corridoio. Nello specchio a parete osservò un giovane uomo. Julian alzò la mano, il giovane uomo fece lo stesso, e per un qualche motivo questo lo tranquillizzò.

L'aria nella stanza era viziata, sul comodino da notte c'era polvere, si vedeva molto chiaramente con la luce che cadeva in diagonale. Sopra il letto c'era una mensola, su di essa c'era *l'Opera Completa* di Vetering, in venti grossi volumi, rilegata in cuoio e disgustosamente pesante, raccolta e curata dall'Accademia Olandese della Scienza dal

1850 al 1874, con le sue spiacevoli lettere piccole, troppo latino, tutti i simboli matematici, una gran quantità di lettere e dissertazioni a sé stanti, che lui avrebbe dovuto conoscere e che non conosceva. Di fronte, sotto alla lunga crepa del soffitto, era appesa una vecchia carta dei mari, che aveva comprato anni prima in un negozio di antiquariato: inchiostro nero su sfondo bianco, la linea della costa di un continente, dati nautici in una notazione che lui non capiva, e una testa di serpente disegnata finemente, che sbirciava dall'acqua con le orecchie tese.

Prese l'ultimo dei volumi di Vetering e lo aprì. *In quel momento l'anima dal caos dei suoi ricordi si scelse un compagno, dal quale pensava di essere accompagnata fino alla soglia – tuttavia non oltre. Come mi venne reso noto (vi prego di non chiedermi in che modo) questa decisione, per quanto possa apparire secondaria, è tuttavia in realtà...*

Julian chiuse il libro e scosse la testa quasi divertito. Il vecchio povero e pazzo – quanto tempo aveva perso con lui! Aprì il cassetto del comodino da notte: fazzoletti da tasca, pastiglie per dormire, un plico di lettere di Clara. Lo prese e lo pesò nella mano. Lo avrebbe portato con se molto volentieri. Tuttavia lo rimise a posto e chiuse il cassetto.

In corridoio si spaventò di nuovo per l'uomo allo specchio. Un estraneo, chiaramente più giovane di lui, che ricambiava il suo sguardo con tranquilla curiosità. Julian alzò lentamente le mani, per un secondo interminabile gli sembrò che l'altro non avrebbe fatto il movimento... Poi tuttavia lo fece. Julian si piegò, osservò i suoi occhi – blu e concentrati, rimpiccioliti impercettibilmente dai vetri degli occhiali -, finché la sua fronte toccò il vetro. E improvvisamente ebbe la sensazione che i posti si fossero scambiati, di essere lui la copia dell'immagine dell'altro e non l'altro la sua, in un mondo che si era geometricamente ripiegato, riprodotto ponendosi in maniera opposta rispetto al suo corridoio. L'altro fece un passo indietro, si voltò e andò lentamente alla porta; Julian lo guardò, il vetro si appannò per il suo respiro. Lo vide aprire la porta e uscire, e poi fu solo, fissò quel punto e capì solo gradualmente che doveva essere stato lui stesso quello che se n'era andato, proprio lui. Si sfregò gli occhi, indietreggiò e si appoggiò alla parete. Evitò di guardare nello specchio vuoto. Respirava a fatica.

Rimase in ascolto. E improvvisamente si avvicinarono dei passi, come se fossero stati attirati dalla sua attenzione. Salirono le scale, diventarono più rumorosi, ancora più rumorosi. Poi si fermarono. Aspettò che si allontanassero, che proseguissero verso l'alto, ma non sentì più nulla. Per un momento cercò con tutte le sue forze di credere che significasse qualcos'altro rispetto a ciò che doveva significare, che si era sbagliato. Poi sentì la chiave. Metallo che grattava contro metallo e non riusciva ad entrare perché

l'altra chiave era infilata da dentro. La maniglia si mosse, e la porta si aprì di scatto con una spinta. Si guardarono. Julian aveva le vertigini. E così ebbe bisogno di un attimo per riconoscere quel viso stempiato, le labbra grandi e gli occhi piccoli e penetranti; gli sembrava come se davanti a lui ci fosse un estraneo.

“Questo...” si schiarì la gola. “Questo ti sorprende, non è vero?”

“Mah” disse Paul “Sicuramente meno di quello che credi”.

Quando più tardi, nelle notti insonni, ripensava a quel pomeriggio, non era più sicuro se avesse veramente piovuto o se il grigio umido sopra il cielo, la terra e l'aria fossero un'aggiunta tardiva della sua fantasia. Ma vedeva ancora chiaramente davanti a sé lei che indossava il suo cappotto e mancava per due volte la manica sinistra, lui che le prendeva il bavero e la aiutava. E sentiva ancora le parole con cui lei gli aveva detto quello che lui naturalmente già presumeva, qualcosa che non aggiungeva nulla al suo spavento se non la pallida tonalità della certezza.

Poi andarono su e giù per la strada, su e giù continuamente, finché non ebbe la sensazione di conoscere meglio di qualunque altra cosa al mondo i contenitori della spazzatura, dodici neri e tre verdi, gli pneumatici gettati via, le quattro auto parcheggiate e il mucchietto di escrementi di cane sul bordo del marciapiede. Lei spinse la mano sotto il suo gomito; lui non disse nulla, tuttavia lei percepì che questo non andava bene, e la ritirò senza una parola. Continuava a fissare il cassetto aperto sotto; richiuderlo ora non era semplicemente più possibile. L'occasione era persa, una cosa così non si può recuperare.

Si ricordava del loro discorso solo più approssimativamente, molto più vagamente rispetto ai bidoni, dodici neri e tre verdi, ai pneumatici e alle auto. Lei aveva reagito alla sua tiepida obiezione con un orrore che lo aveva obbligato ad assicurarle che lei lo aveva capito male, in modo completamente sbagliato! Poi per un attimo lei parlò veloce e concentrata, come se si fosse preparata prima. Non era certamente una catastrofe. Lei avrebbe interrotto gli studi, lui avrebbe accettato il posto. Non gli avevano offerto un posto? Sì, rispose lui piano, si schiarì la gola, ripeté: sì, lo avevano fatto. La pioggia toccava il suo viso come un umido pizzicore, una volta aveva quasi pestato gli escrementi di cane, e notò che una pozzanghera aveva la forma di una testa umana con un grosso naso e un mento molto lungo. Poi la ascoltò di nuovo e si chiese incredulo se tutte le cose di cui parlava, tutti quei concetti sulla vita delle persone adulte, ora avessero veramente un significato per lui.

“Guarda” disse lei “la pozzanghera sembra una testa”.

Lui guardò il suo viso, le rughe che vi erano apparse all'improvviso, il tremore all'angolo della bocca, e non era sicuro di aver sentito bene. Infine la portò al portone del giardino, si congedò, le disse quello che bisognava dire, promise di richiamarla quel giorno, certo, oggi, *oggi*, e tornò a casa sotto la pioggia – sempre che piovesse veramente.

“Devo parlarti” disse sua madre.

“Non ora!”. Lei voleva ribattere qualcosa, ma lui le mise le mani sopra alle spalle e la spinse dolcemente di lato; non l’aveva mai fatto, ma la sua nuova situazione sembrava permetterglielo. Di notte non dormì. Sedette sul bordo del letto e osservò la linea d’ombra disegnata dalla lampada sulla parete. Prese il telefono, fece un numero e riattaccò prima che Paul si fosse presentato. Lì accanto sentì sua madre armeggiare con degli oggetti e parlare piano a qualcuno di invisibile o a se stessa, poi, poco dopo mezzanotte, doveva essersi addormentata. Andò alla finestra, il cielo era scuro e alto, riusciva a vedere le stelle, il vento toccava i suoi capelli. Improvvisamente ebbe il desiderio di uscire. E poi semplicemente avanti, sempre avanti.

Si sedette, sfoglio l’*Etica* di Spinoza, non trovò nulla che gli piacesse o lo aiutasse. Prese *L’Economia* di Vetering: tabelle, simboli, ancora tabelle, poi le *Lettere scelte*, le aprì, le chiuse, le riaprì. Com’era? *Tuttavia sono giunto ad avere la certezza, che l’insicurezza umana viene analizzata come lo sviluppo di una funzione meno originale: trova i suoi punti più notevoli, costruisci un diagramma, e poi non stupirti se i modelli che trovi...* Sfolgiò ancora, con la sgradevole sensazione che qualcuno si prendesse gioco di lui. E qui la terza lettera ad Arnold, una traduzione zoppicante di Kronensäuler: *Mi ha fatto bene leggere di lei. I suoi pareri sono sempre interessanti, così come la sua opinione riguardo a ciò che lei chiama “ogni ora”. Posso confessare che qualche volta mi raffiguro il momento decisivo come la scoperta che il mondo, che sembra circondare saldamente l’uomo un momento dopo è già diventato emanazione della sua coscienza, la scoperta che con questo l’uomo ha, per così dire, evitato la morte? L’Ade caro mio, comincia dietro la prossima svolta della strada. Non l’oscura parabola del pittore che scompare nel suo dipinto, al contrario: un viandante che cerca la sua strada in un paesaggio invernale, lentamente e senza impazienza. Tuttavia mentre cammina sente che l’aria si sta coagulando in colore a olio, e vede i monti e il cielo e, forse, anche la linea della costa di un mare lontano solidificarsi in un dipinto del quale lui stesso è solo una parte che si vede di sfuggita, e improvvisamente capisce, e solo ora con questo il suo percorso si è chiuso. E per favore non mi risponda con un rimando alla spietatezza del tempo, esso è deformabile, come i Suoi sogni più confusi possono dimostrare. Spiegherò questo a tempo debito, del resto buona fortuna, che le sue lamentele si dissolvano come uno sbaglio. Rimango con tutte le forme di saluto...* Julian chiuse il libro. Si coricò e incrociò le mani sulla nuca, il letto scricchiolò sotto il suo peso. Lì accanto qualcosa cadde sul pavimento, evidentemente sua madre era di nuovo sveglia. Attraverso il bianco della coperta si accentrava uno stappo complicato e ramificato, che lui non aveva ancora



notato. E mentre lo osservava, attentamente, come se dal suo andamento si potesse leggere qualcosa di importante, esso sembrò diventare un altro strappo di un'altra coperta, in una stanza con una libreria e la riproduzione di una carta marittima alla parete; e non si mosse e aspettò il sonno, che da ore non arrivava e che non sarebbe arrivato ancora per altre ore, e improvvisamente si sentì così forte, ritrasportato in ogni altra stanza, nella notte già distante, nella quale aveva capito chiaramente che tutto sarebbe cambiato, e questo gli aveva bloccato il respiro.

Sciolse le mani da dietro la nuca, erano diventate intorpidite e insensibili. Le scosse finché il sangue non tornò indietro con un formicolio. Rammentava continuamente che stava sognando, non riusciva a dormire; questa volta si era perfino immaginato di leggere, ma non sapeva più di cosa si trattava. Sapeva che quella notte non si sarebbe più addormentato. Quanto tempo era che il bambino era morto?

In fondo non era morto una volta, aveva portato l'essenza di una cosa muta e rinchiusa in se stessa fino a sera, quando la chiamata di un'infermiera senza fiato lo aveva portato in clinica, in un corridoio bianco e spoglio, in cui lui stava in piedi e aspettava, e si vergognava di non provare né paura né eccitazione, solo stanchezza e un po' di noia. La porta si apriva e si chiudeva, avanti e indietro, un medico entrava o usciva, molto velocemente e con un'espressione del viso concentrata, per mostrargli che non era il momento adatto per fare domande; avrebbe detto molto volentieri a tutti loro che non c'era bisogno di preoccuparsi, che non voleva chiedere niente, che non si sarebbe immischiato e che era più tranquillo rispetto al momento in cui ciò gli era stato permesso. Cercò di immaginarsi la morte di quell'essere estraneo, forse ancora provvisto di natatoia e branchie, una chimera dell'uomo, che avrebbe dovuto essere del suo sangue, della sua forma. Quando ancora respirava, quando il suo cuore batteva ancora e ora subito rallentava e subito si fermava; se solo non sentisse dolore, pensò, se ci fosse uno stadio dell'esistenza in cui è troppo presto per il dolore, ma sapeva che non c'era. Stare in piedi lo affaticava, appoggiò la testa alla fresca parete imbiancata, si sarebbe seduto volentieri sul pavimento, ma per un qualche motivo aveva la sensazione di non poterlo fare, non ora. Sopra di lui guizzava una lampada al neon difettosa, lui vi gettò un'occhiata e per un momento si sentì ipnotizzato da quella vista, lo prese una morbida indolenza, e più tardi, quando stava in piedi davanti al letto di lei e guardava il suo viso umido, le ciocche dei suoi capelli, le sue palpebre chiuse, fu felice che nessuno gli chiedesse se voleva vedere il bambino; l'immagine di quell'essere simile a uno gnomo morto gli faceva paura. La guardò e sentì una fitta di inutile compassione; voleva dirle qualcosa, qualcosa di

semplice o di chiaro. Ma tuttavia era sollevato dal fatto che lei non potesse sentirlo, di poter andar a casa e che tutto se ne fosse andato come una visione.

Naturalmente si trasferì nel nuovo appartamento. Aveva un ufficio all'università, era nel bel mezzo della sua monografia su Vetering e non poteva più tornare indietro. “Non dovrete aver bisogno per troppo tempo” disse Kronensäuler “tuttavia non posso garantire per nulla. Ci sono le abbreviazioni, capite?”

“Sì” rispose Julian “naturalmente! Capisco.” Lavorava più veloce che poteva, leggeva tutta la notte, riempiva pagine e pagine di appunti e conobbe il silenzio della biblioteca, nel quale si udiva il grattare di una matita. Saccheggiava vecchi libri, aggiungeva lunghe citazioni, scarabocchiava piccoli fogli, e dopo il risveglio si ricordava sempre più spesso di uomini con parrucche, case con il merlo, carta che bruciava, una sfera di vetro dalla quale aveva osservato gli occhi rotondi di un insetto; sembravano essere i sogni di un altro, che per un motivo inesplicabile erano arrivati a lui, sarebbe andato in ferie molto volentieri, ma non ce n'era il tempo. Viaggiò in sobborgo dell'Aia, facilmente raggiungibile per visitare la casa di Vetering.

Il treno era stracolmo e lento, il viaggio più lungo del previsto. Per un momento sbagliò tra strade simili tra loro, tutte ugualmente lastricate di mattoni rossi, senza tende, finestre alte, trovò l'autobus giusto, fece sette stazioni, scese e aspettò mezz'ora, finché il museo aprì.

Era l'unico visitatore, qui nemmeno uno sembrava interessarsi a Vetering. Andò lentamente lungo le vetrine e osservò i pezzi di carta descritti – all'inizio la scrittura era molto ordinata, solo negli ultimi anni storta e frettolosa, verso la fine nel panico -, prime edizioni, cannelli della penna e una piccola lente, della quale correva voce fosse stata arrotata da Spinoza. Davanti alla finestra c'era un parcheggio con due auto e un rimorchio sganciato, sul piano della scrivania qualcuno aveva inciso *Hey, ciao!* Quindi Vetering aveva vissuto qui per vent'anni, qui aveva camminato avanti e indietro, qui aveva lavorato all'*Economia* e durante le sue passeggiate, cos' testimoniavano le fonti, si era rotto gli arti con una frequenza incredibile, come se per lui fosse semplicemente impossibile avere riguardo per gli spigoli, le porte e gli ostacoli del mondo empirico.

Una scala conduceva al primo piano. La camera da letto: una stanza spoglia, riempita dall'odore della polvere. Julian scrutò angosciato il letto minuscolo. In una vetrina c'era un blocco per gli appunti, un abaco e un pezzo d'ambra arrotondato. Si piegò: dentro c'erano granelli di sabbia, vertebre pietrificate, un pezzo di legno e una mosca che dispiegava due ali finemente venate. Per un momento la osservò, come se dovesse

ricordarsi di qualcosa. Poi si voltò e salì all'ultimo piano.

Gli costò uno sforzo andare oltre la soglia. Eccetto uno stretto banco lì non c'erano mobili. Gli parve strano e non proprio adeguato che si potesse entrare in quella stanza come in tutte le altre. Esitò, poi si sedette sul banco.

Verso la fine Vetering era cambiato. I ricercatori non ne parlavano volentieri, gli esperti lo ignoravano, i medici avevano pubblicato un paio di saggi; non se ne faceva molto. In un nevosso pomeriggio d'inverno aveva fatto una passeggiata, era inciampato e rotolato giù per una collina bassa. Si era alzato, si era scrollato la neve dai vestiti ed era andato a casa in fretta, dove aveva bruciato tutte le edizioni dei suoi scritti, così come un manoscritto quasi finito, *Il principio universale del commercio*. Nei due anni successivi non pubblicò una riga, lasciava raramente la casa e non si lavava più. Una delegazione di professori da Amsterdam parlò costernata di un ometto piccolo, non rasato, che emetteva suoni incomprensibili e che all'inizio avevano scambiato per uno scassinatore o per uno strano tutt'fare. In quel periodo stava scrivendo il suo trattato in latino *Per Spaeculum*, uno scritto la cui eleganza e apparente chiarezza sulle cose più strane contraddiceva l'evidente pazzia del suo autore, il quale affermava che un morente può vagare ancora per giorni attraverso il mondo della sua immaginazione, che diventa gradualmente più irreale, o che la forza avvincente della gravità non ha alcun potere sullo spirito di un uomo libero. Per dimostrare questo invitò un notaio, due astronomi e un pittore di paesaggi in qualità di testimoni e li condusse al piano superiore della sua casa. Lì era salito su un banco (esatto, su quello, Julian si alzò istintivamente in piedi) e aveva fatto un discorso sulla bellezza irreale, più tardi ricostruito dal notaio basandosi sulla memoria, nel quale si parlava di leggerezza, coraggio, la deformabilità delle cose fisse e la libertà umana; Julian, nel suo ufficio o nel bianco incalzante del suo ufficio, non aveva mai finito di leggerlo senza che gli venissero le lacrime agli occhi. Poi Jerouen Vetering, il più significativo letterato universale della sua generazione, autore della statistica moderna, corrispondente di Leibniz e co-scopritore del calcolo differenziale, era saltato dal banco, aveva scalato la finestra, spalancato le braccia e si era gettato. Un secondo dopo la sua testa era sfracellata sul lastricato della strada.

Julian si mise alla finestra, guardò il parcheggio di sotto, indietreggiò velocemente. C'era la testimonianza che i quattro uomini si fossero sporti fuori e per un attimo avessero guardato in cielo, prima che a uno di essi venisse l'idea di volgere lo sguardo verso il basso, sul marciapiede chiazato di sangue, macchie marroncine e parti di materia grigia. Julian si appoggiò alla parete, improvvisamente si sentì stanco; si ricordò della vista di un

corpo smembrato in una stazione lontana. I raggi di sole cadevano obliqui dalla finestra, non era stata pulita da tanto, le strie si vedevano chiaramente. E una mosca, che non sembrava diversa da quella dentro all'ambra, cozzava continuamente contro il vetro con un rumore sordo.

Julian andò a casa e lavorò ancora. Batteva a macchina una pagina dopo l'altra, finché gli occhi non gli fecero così male che dovette andare a letto. Cominciò a fumare, ma non gli piaceva, il gusto caldo e pungente gli sembrava disgustoso, e smise. In sole due notti, con un bricco di caffè accanto a sé, con mani tremanti e digrignando i denti, con le vertigini per la noia e lo sfinimento, scrisse le ultime quaranta pagine sul significato dell'*Oekonomie* per lo sviluppo del calcolo del rischio moderno. Una settimana dopo diede alle stampe *Vetering: personaggio, opere, influenza*, rilegato in verde, lungo trecento pagine, solido e poco maneggevole, pubblicato nella casa editrice dell'università. I periodici specializzati reagirono in modo così veloce da sembrare innaturale. Le loro recensioni furono distruttive.

Una parlò di "una faticosa compilazione", un'altra di "un'abborracciatura sotto il livello medio" e gli *Studia Spinozana* spiegarono che "tutto ciò che questo autore ha ignorato, frainteso o dimenticato sarebbe di per sé un'opera standard autonoma". Julian trovò proprio questo articolo nella sua casella la mattina dopo, ritagliato con cura e provvisto di un punto di domanda nella scrittura stretta di Kronensäuler.

Appallottolò il foglio, lo gettò via, lo riprese dal cestino della carta e lo fece a pezzetti. Andò nel suo ufficio con la bocca secca e le ginocchia molli, si sedette, masticò una matita e fissò la pila di compiti che doveva correggere entro dopodomani. Si strofinò gli occhi. Suonò il telefono ma non se ne preoccupò, normalmente in quel periodo era solo sua madre. Perlomeno lei non leggeva gli *Studia Spinozana*. Perlomeno nessuno leggeva gli *Studia Spinozana*! Il telefono non smetteva di suonare; sospirò, tolse la matita dalla bocca, afferrò il ricevitore, e una voce pacata in modo innaturale gli comunicò che sua madre, ma rimanga calmo, sua madre, una comunicazione che dobbiamo farle, insomma che sua madre si era uccisa.

Tre pacchetti di pastiglie per dormire sciolte nell'acqua. Già il mattino prima, aveva decretato l'autopsia, si era seduta nella poltrona che nei ricordi di Julian veniva sempre utilizzata da suo padre, aveva messo i piedi sul tappeto, sul quale in passato i suoi giocattoli erano stati chiamati a una vita terribile, aveva acceso la radio – ma c'era solo una trasmissione di salute in cui un medico dava consigli – e poi sorso dopo sorso, come si deve fare, aveva vuotato il bicchiere. Tutto questo doveva essere durato circa venti

minuti, non di più, questo lo sapeva ogni dizionario di medicina. Julian cercò di immaginarsela lì, che aspettava mentre il grande specchio a parete tratteneva la sua immagine per l'ultima volta. Ma per un qualche motivo gli venivano in mente solo piccolezze che non c'entravano, prive di senso e che non si potevano verificare. Forse un vicino aveva falciato il prato, da un caminetto era salito del fumo, una macchina aveva cercato un parcheggio, e il portalettere aveva lasciato cadere nella cassetta della posta tre buste pubblicitarie. Il veleno intorpidiva le membra, ostacolava i movimenti e aveva effetto solo dopo, tuttavia molto velocemente, sullo spirito. Qual era l'ultima cosa che aveva visto: lo specchio, il telefono, il tappeto o l'altoparlante che sputava fuori discorsi? Naturalmente lui non lo sapeva, nessuno lo sapeva, gli occhi dei morti non conservano nulla, il loro sguardo se ne va come la loro coscienza, e là dove c'è una persona già qualche secondo dopo c'è solo qualcosa di impreciso, un tremolio nell'aria, non più: lei aveva posato il bicchiere, tuttavia non sopra al sottobicchiere di stoffa che da anni era lì a quello scopo; la sua unica ammissione che il mondo si era dissolto. E il portalettere era probabilmente passato di lì fischiando, l'auto aveva trovato parcheggio, il vicino aveva riposto il tosaerba, e il dottore alla radio aveva invitato gli ascoltatori a riaccendere la radio la settimana successiva. Solo il fumo aveva continuato a salire, in forme mutevoli, modellato dal vento che diventava più forte o più debole. Il suo corpo era rimasto lì una notte, in una casa che era vuota ma non lo era, e lo specchio non aveva perso la sua immobilità nemmeno per un secondo. Verso le sette era diventato chiaro, alle dieci e mezza era arrivata la signora delle pulizie, aveva posato la sua borsetta a mano, aveva riflettuto un attimo e poi aveva afferrato il telefono con cautela.

“Ma non è colpa tua” disse Clara.

“Naturalmente non è colpa mia!” Julian la scrutò. Si vedevano ancora solo di rado: sembrava diventata più alta, più adulta, i suoi capelli avevano un altro colore, e ogni pomeriggio in cui aveva piovuto, ma anche in quelli in cui non pioveva, gli sembrava così lontano, come se lo avesse immaginato lui. “Come pagherai?” “Non lo so!” Lei alzò e riabbassò le braccia. “Pensavo solo...!” “Nessuno avrebbe potuto cambiare qualcosa” disse Julian. Cercò lo sguardo di Paul, ma lui non rispose. Sedeva davanti a lui, aveva la testa tra le mani e sembrava pensare a qualcos'altro.

“Scusa” disse Paul “non ho ascoltato nulla!”. Gettò a Julian un'occhiata sfinita, Clara inspirò in maniera udibile, si alzò e uscì dalla stanza.

“Non avremmo potuto cambiare questo” disse Julian.

“Probabilmente no”.

“L’ho detto io!”

“E come va in ufficio?” chiese Paul.

“Non è il momento...”

“Naturalmente no” disse Paul “Scusa!”

“Non molto bene. Perderò il mio impiego.”

“Senza di lui non ci sarebbero i computer.”

“Senza di chi?”

Paul gli lanciò una lunga occhiata. “Vetering. C’è un trattato molto importante su di lui, sulla possibilità di una lingua dei segni universale, nella quale per la prima volta viene proposta una formalizzazione binaria. Al tempo si chiamava *diadica*. Ma tu questo naturalmente lo sai.”

“Naturalmente” disse Julian, un po’ troppo forte, perché non lo sapeva. “In ogni caso sembra che io abbia fatto un paio di errori. Niente di importante naturalmente!”

Paul lo guardò. Un sorriso scarno comparve sulla sua bocca. “Conosco qualcuno in un’assicurazione. Non sarebbe niente di sensazionale, ma...”

“Sono già assicurato.”

“Intendo che dovresti lavorare lì.”

“Per piacere!” Julian si schiarì la gola. “Non adesso!”

“Naturalmente no” disse Paul, “naturalmente no.”

“Ma scrivimi l’indirizzo!”.

Da allora addormentarsi divenne ancora più difficile.

L’immagine di sua madre con il bicchiere di acqua in mano sorgeva dall’oscurità sera dopo sera. Poi lui chiudeva gli occhi e ascoltava il ticchettio del suo orologio da polso e i rumori della strada. Dopo un po’ di tempo udiva delle voci, molto vicine, tuttavia così basse che non si capiva nulla. Aveva pensieri contorti; così improvvisamente gli sembrò ragionevole che nell’andare indietro ci si prendesse il tempo con sé, e che due volte tre, così come sei, desse come risultato settantanove o dodici, e sentì che diventava facile, e che il sonno si avvicinava... e si ritraeva. E lui giaceva ancora lì, con gli occhi aperti, sveglio. Fuori si alzava una luna macchiata, vagava lungo la sua orbita, rendeva le stelle più visibili e poi di nuovo più pallide e affondava, fino a che la luce del mattino con il rumore delle vetture di pulizia si arrampicava sopra ai tetti. Spesso aveva cercato di contare. Continuamente, avanti. Ma questo non aiutava, e con il tempo i numeri assumevano qualcosa di spaventosamente estraneo, gli riusciva difficile smettere di nuovo; qualcosa in lui non voleva staccarsene. Pensava all’assicurazione, ai suoi nuovi

superiori.

Wöllner era basso, pelato, intelligente e cattivo; Julian aveva avuto fin dall'inizio la sensazione di non piacergli. Al loro primo colloquio Wöllner si era seduto dietro la sua scrivania enorme nel suo ufficio oscurato, le cui dimensioni reali non si potevano stimare, perché le sue aree posteriori si perdevano nell'ombra. Si era appoggiato all'indietro, le mani incrociate dietro la testa, le ginocchia alzate su di sé e aveva detto con la voce di uno che è in attesa: "Mio caro, non sono sicuro..." Aspettò un paio di secondi, come se dovesse riflettere. "Non sono del tutto sicuro che Lei c'entri qualcosa qui, capisce?"

Julian tacque. Capiva proprio. Ma guardò il pavimento e fece come se non capisse. Wöllner alzò le spalle. "Bene!" disse melanconico. "Come crede! Suo fratello gode di grande fiducia qui da noi. Verrà introdotto, non è difficile, in realtà non facciamo nulla di... speciale. Mahlhorn Le mostrerà tutto. E saluti a Sua moglie!"

"Non sono sposato."

"Ora, come sempre." Wöllner si inchinò, e improvvisamente i suoi occhi parvero illuminarsi debolmente, ma forse era un'illusione. Julian notò un mappamondo sul suo tavolo, un supporto con costose penne stilografiche, accanto una piccola sfera d'ambra.

Gli fu assegnata una scrivania, un computer, un telefono e un pacco di fogli sulla cui determinazione lui non riuscì a venire a capo neanche dopo settimane. Erano rapporti su incidenti, disavventure, catastrofi riguardanti le persone e inseriti in calcoli: quante vite ci potevano essere lì fuori, seguivano con determinazione le direttive della matematica. Il cinquantuno per cento delle coppie sposate avrebbe avuto bambini, il quaranta per cento si sarebbe separata, e cioè nell'età tra i trentasette e i quaranta. E prima che fosse passato un anno, l'un per cento di quelli che oggi vivevano sarebbe morto; di questi quattro per cento per incidenti – in auto, con la corrente elettrica, nuotando -, ventiquattro per cento di cancro, cinquantaquattro per cento a causa di un cuore malato. In questo conteggio era tutto stabilito, anche quello che il singolo decideva o programmava.

"Da cosa dipende?" chiese Julian, "che i risultati non si discostano mai in maniera notevole?"

"Prego?" Il suo collega Mahlhorn lo osservò senza espressione, con le labbra piene. Sedevano nella mensa, odorava di cibo, tra loro c'erano due piatti di zuppa pieni a metà.

"Intendo, se tutto è un caso e può cambiare...intendo, *potrebbe* cambiare, no?"

"Naturalmente." Mahlhorn tastò in cerca della sua salvietta.

"Perché non succede? Se ogni vita è casuale, perché la somma degli incidenti d'auto non raddoppia o si dimezza? Intendo, solo *una volta*, in maniera del tutto improvvisa, senza

un motivo particolare?”

“Statistica” disse Mahlhorn. “Se è giusta, anche le previsioni concordano.”

“Ma non è *obbligatorio* che concordo!”

“Se il numero dei dati va verso l’infinito...” Mahlhorn si strofinò accuratamente la bocca, “il risultato medio si avvicina al valore previsto.” Fece cadere la salvietta.

“Ma perché ci atteniamo a questo? Lei io e tutti? Capite quello che intendo?”

“Dunque, per essere onesto...” Mahlhorn tacque un momento. Poi spinse indietro la sua sedia e afferrò il vassoio. “Non ne ho la minima idea!”.

Julian appese sopra alla sua scrivania il famoso ritratto di Vetering con la sua parrucca enorme, già fuori moda al tempo in cui esso era stato fatto. Per un po’ andò bene, ma poi Mahlhorn fece delle osservazioni sprezzanti su di esso, e a Julian fu chiaro che era impossibile dedicarsi a un qualsiasi lavoro sotto quello sguardo, quella fronte rugosa e l’attenzione concentrata di quegli occhi; lo sganciò di nuovo e lo appoggiò girato contro la parete. Sotto di esso la sua porta stava per metà aperta, vedeva Andrea andare avanti e indietro con una pila di documenti. Qualche volta lei girava la testa verso di lui ed era già andata via prima che lo sguardo di lui avesse ricambiato quello di lei. Poi lui sorrideva, afferrava la sua penna di plastica e per una volta era quasi soddisfatto. Già da molto lo sguardo di lei, la rotondità delle sue spalle e il desiderio di posare le mani sopra la sua nuca china sul tavolo lo avevano perseguitato fino nei suoi rari sogni. Durò ancora un paio di settimane, finché lui le rivolse la parola. Poco dopo andarono un fine settimana in una pensione in campagna.

Per due giorni camminarono attraverso boschi cangianti, guidarono una barca su un lago sporco e osservarono il cielo notturno. Scattarono una foto in cui stavano in uno sfondo sfocato sorridendo in maniera sgradevole. Le serate erano lunghe e c’era poco di cui parlare. Di notte lui faceva sogni coloriti e confusi, di giorno i bambini facevano rumore nella camera della colazione, tra tovaglie ricamate e cuscini di divani leggermente ingrigiti. Con sua sorpresa fu sollevato quando la riaccompagnò a casa.

“Vieni domani?” chiese lei.

“Dove?”

Lei non rispose.

“Ah sì”, disse lui, “Scusa! Naturalmente verrò.”

Era un giorno luminoso, il vento accarezzava le finestre della sua nuova auto. L’aveva comprata da poco; per farlo aveva dovuto aprire un nuovo credito, ma il responsabile alla banca era stato accomodante come non mai. Andrea lo accolse sulla porta. Al primo



sguardo l'avrebbe riconosciuta a malapena; gli sembrava più magra, il viso ancora più pallido del giorno prima, come se si fosse scambiata con una sorella gemella meno interessante. Il suo appartamento consisteva in due stanze male illuminate, che odoravano di stecchi di tabacco. Alla parete erano appesi due quadri sovraccarichi e astratti, pesanti macchie di colore, firmati con una scritta illeggibile. Un pappagallo le saltò sulla spalla e, di cattivo umore, mordicchiò il suo orecchio.

“Questo è Claudio” disse lei.

Lui annuì, la guardò in viso, di nuovo per un momento non la riconobbe. Sul tavolo da pranzo bruciava una candela, che si spegneva continuamente e doveva essere riaccesa. Quando poco dopo giacevano a letto e lui sentiva il suo corpo magro sotto di sé, accanto a loro attaccò improvvisamente la tosse gracchiante di un vecchio. Lei disse tranquilla: “Claudio, stai buono!”, poi lo abbracciò di nuovo e mormorò qualcosa che lui non capì, e quando sedette di nuovo in auto, e osservò come le facciate si ergevano e affondavano, come le scritte illuminate si sormontavano l'una con l'altra, come le vetrine balenavano e si spegnevano, lui decise con una certa fermezza che quello doveva essere un sogno, che lui cominciava a credere fosse reale, e che era quasi convinto di questo quando mezz'ora dopo sprofondò nel suo letto.

Il mattino dopo aveva quasi perso la festa di compleanno di Wöllner. Si perse per strada e arrivò per ultimo. Non c'era nessuna villa di medie dimensioni in periferia, sul prato c'erano dei nanetti paffuti con pale e carriole, una *W* in ghisa si estendeva in obliquo sopra il portone del giardino. Entrò angosciato e gettò uno sguardo al viso affilato di Mahlhorn.

“Oh! Meglio tardi che mai”.

“Qualche volta” disse Julian “vale anche il contrario.”

“Perché?”

“Niente. Intendo solo...” Si bloccò, ma Mahlhorn lo guardò serio e con aria interrogativa.

“Qualche volta è anche meglio non venire proprio. Solo uno scherzo!”

“Ma non si chiama così!”

“Lo so.” Julian si strofinò gli occhi. “Intendo solo... lo so!” Cercò a tentoni la parete e non la trovò, si guardò intorno; non vedeva nessuno che conosceva. “Intendo solo... che qualche volta... si potrebbe dire...”

“Ma non si *chiama* così!” Mahlhorn si aggiustò la cravatta.

“Crede” chiese Julian debolmente “che potrei avere un bicchiere d'acqua?”

Mahlhorn era arrossito. Sulla sua fronte si delinearono delle rughe. “Ci vediamo!”

mormorò, indietreggiò e scomparve nella folla. Julian si tolse gli occhiali appannati e li pulì con un lembo della giacca.

Si guardò intorno. Uomini con orecchini, donne con occhi da pesce, un vecchio con gli occhiali verdi gli fece un cenno, non lo conosceva, tuttavia annuì anche lui; da qualche parte si sentivano i suoni di un pianoforte, una donna secca cominciò a ballare al centro della stanza, ma nessuno badò a lei. Qualcuno gli mise una mano sulla spalla, lui si spaventò, ma era solo Andrea, che gli sorrideva distrattamente; era già sparita di nuovo. Julian afferrò un bicchiere, sul cui bordo c'erano tracce di rossetto, ma gli era indifferente, lo vuotò e lo mise via. E poi Wöllner fu accanto a lui, alzò le sopracciglia e disse: "Buone notizie!"

"Prego?"

"Andiamo in Italia, io e Lei. Questo autunno. Un piccolo convegno, niente di importante, vicino alle ferie." Julian ebbe bisogno di un paio di secondi per aprire la bocca e dare una risposta, ma Wöllner se n'era già andato.

Più tardi, in strada, si separò da Andrea. Lei era accanto alla sua auto, i suoi occhi erano stretti per la stanchezza, e improvvisamente gli apparve estranea e bella. Le raccontò del suo colloquio con Mahlhorn.

"Non imparerai mai", disse lei, "non è vero?"

Lui la fissò. "Cosa?"

"Non imparerai mai" ripeté lei.

Lui aspettò, ma lei non disse più nulla. Gli fece un cenno, salì nella sua macchina, accese il motore e se ne andò. Lui la seguì con lo sguardo; e quando lei non si vedeva più già da un pezzo, lui era ancora lì in piedi. Si tirò su il colletto e si appoggiò al recinto del giardino. Aveva mal di testa, e il recinto era duro al tatto. Ma dopo un momento i suoi occhi si erano abituati all'oscurità. Si tolse gli occhiali e li mise in tasca. Improvvisamente, senza alcun motivo, gli sembrò che tutto potesse ancora andare bene.

“Una persona scomparsa non viene dichiarata morta prima che siano passati otto anni. Spero che tu lo sappia.”

“Non sono scomparso, bensì annegato. Le prove sono chiare.”

“È del tutto indifferente. Senza cadavere: otto anni.”

“Sarà più veloce se il mio parente più prossimo firma.”

“Chi è?”

Julian non rispose.

“Ah.” Paul sedeva lì, appoggiato all’indietro e tuttavia eretto, guardava Julian senza ammiccare.

“Ma seriamente, Julian, cosa dovrebbe essere?”

“Lo sai che c’è una vita sola. Tutti lo sanno. È pressappoco la stessa cosa che ci viene detta.”

“E?”

“Io ne riceverò un’altra.”

Paul scosse la testa. “Persino se dovesse funzionare, non funzionerà. Pensa, potresti essere qualcos’altro. Ma anche se lo fai rimani sempre tu, il giovane uomo con gli occhi cattivi, che ha scritto un brutto libro su un pensatore barocco dimenticato ed è colpevole della morte di mamma.”

“Se io sono colpevole”, disse Julian piano, “lo sei anche tu.”

“Oh, persino più di te.”

“Non sembra dispiacerti molto!”

“Dovresti capire un po’ alla volta” disse Paul calmo “quanto siano sciocchi i tuoi continui tentativi di fuga. Sebbene fu veramente coraggioso da parte tua, allora. E poi dovevi proprio finire lì dove una donna era caduta davanti al treno!”

“Non sapevo che era una donna.”

“Era scritto nel giornale. In realtà era sempre la stessa cosa: tu volevi qualcos’altro, e io volevo essere niente. Per entrambi non così facile come si pensa.”

“Essere niente? Hai programmato questi giochi per questo?”

“Ma chi ti ha dato l’idea che sia qualcosa di male? Al momento, ad esempio, lavoriamo a una cosa in cui simuliamo una guarnigione di navi spaziali per mezzo di un’intelligenza artificiale, dalla quale il giocatore scopre lentamente, a poco a poco, contro la sua volontà, che essenzialmente essa è peggio di quello che pensava, che esegue i suoi ordini

in modo sbagliato, per errore o intenzionalmente, e per un momento pensa anche di aver fatto lui un errore o che noi abbiamo fatto un errore. Ma poi gli diventa chiaro, e in quel momento tutto è rivelato, che lui è circondato da nemici, che tutti gli hanno mentito, fin dall'inizio. Che lui non può vincere.” Paul sogghignò. “E funziona. E in realtà non può.”

“E si vende qualcosa del genere?”

“Sorprendente, vero? Al contempo è difficile da fare prima che ci riesca. Dobbiamo insegnare alla macchina a mentire, non è predisposta a questo.”

Julian incrociò le braccia. Non voleva parlare di giochi. “Perché sei qui?”

“Sono stato chiamato. Da qualcuno che parlava male tedesco, io credo dall'Italia. Non so da chi abbiano avuto il mio numero. In ogni caso ha detto che si stavano un po' preoccupando, perché tu ieri non ti sei fatto vivo e stamattina hanno trovato i tuoi vestiti, i tuoi occhiali, persino un asciugamano, solo le scarpe non c'erano...”

“Non c'erano le scarpe?”

“No. E poiché nessuno sapeva cosa potesse significare...”

“Perché non c'erano le scarpe?”

“Non lo so. Poiché nessuno sapeva...”

“L'addetto alla reception si è ricordato di me”

“Chiaramente no. Poiché nessuno...”

“Si è veramente dimenticato di avermi avvertito?” urlò Julian. “Non ci si può fidare di nessuno? E chi ruba le scarpe a un annegato?”

Paul tacque un momento. “Perché nessuno sapeva dove sei o come si doveva interpretare questo, e perché la barca della polizia è potuta uscire solo oggi pomeriggio, e si è arrivati a domenica...” Julian aprì la bocca, Paul alzò la mano. “Non una parola sulle scarpe! Mi hanno anche chiesto di verificare che non fossi sbucato qui. Se così non fosse stato, sarebbe stato pubblicato un annuncio di scomparsa. Come si fa sempre.”

“Naturalmente non hai avuto alcuna paura per me.”

Paul alzò le spalle.

“E poco fa in corridoio? Avrei potuto essere un fantasma.”

“Forse lo sei. Dimmi mio caro, dove vuoi andare: America Latina? Il deserto? Un'isola?”

“Probabilmente verso est. Nordest. Si presuppone che lì la gente scompaia molto facilmente.”

“Ti serve un passaporto.”

“Non dovrebbe essere difficile. Vuoi venire con me?”

Julian tacque, era lui stesso stupito da quello che aveva appena detto. Paul lo guardò.

Anche lui sembrava stupito. I suoi occhi erano diventati piccoli, Julian avvertì un debole senso di vertigine, la durezza del suo sguardo. “La domanda non si pone. Tu sei annegato lì, non io.”

Julian annuì, contro la sua volontà era sollevato. “Avrò bisogno di soldi.”

Paul tirò fuori il portafoglio, estrasse tutte le banconote e gliele allungò. “Basta?”

“Probabilmente.” Julian le intascò senza contarle.

“Facci attenzione! Lo sai che tu in passato, quando avevi perso qualcosa, credevi sempre che due uomini vestiti di nero ti avessero derubato? Alti e ben vestiti e molto cortesi. Nessuno ti ha creduto. Ma avevi più paura di loro che di qualsiasi altra cosa.”

“Non preoccuparti!” disse Julian, irritato perché lui non si ricordava. Si alzò. Paul lo guardò stancamente, come se il colloquio lo avesse sfinito.

“E cosa gli dirai?” chiese Julian.

“A chi?”

“A quelli che ti hanno spedito qui.”

Paul lo guardò diffidente.

“Tu dovevi vedere se io fossi qui!”

Paul alzò le spalle. “Dirò che ho visto un fantasma.”

“Grazie!” Julian tese la mano, Paul non la toccò, lui la ritirò.

Vide i quadri, il tappeto, il tavolo, l’armadio, suo fratello che sedeva lì con un’espressione vuota, chino in avanti, le mani sui braccioli della poltrona, e improvvisamente notò che non sapeva nulla di lui, che non lo conosceva meglio di un qualche conoscente lontano. Julian esitò un momento. Poi uscì.

Con la coda dell’occhio vide le superfici vuote dello specchio; evitò di guardare lì. Aprì la porta, tolse la chiave, prese la giacca dall’appendiabiti e la indossò mentre correva giù per le scale. I gradini davanti a lui precipitavano in profondità, doveva afferrare continuamente il corrimano per non perdere l’equilibrio. Uscì all’aperto. Ora nevicava più forte. Grossi fiocchi volteggiavano nell’aria, sul suolo si allargava uno strato di bianco sporco. Si tirò su il bavero, cacciò le mani in tasca e abbassò la testa.

Evitò le persone, gli idranti, le carrozzine, un cane sulla sua traiettoria, andò più veloce, cominciò a correre di sua spontanea volontà. Vide le case che conosceva, la vetrina del supermercato, la libreria che per tre giorni aveva avuto in vetrina *Vetring: personaggio, opere, influenza*; tutto questo per l’ultima volta. Un semaforo divenne verde, lui corse per la strada, evitò un distributore di volantini, saltò oltre una pozzanghera e alzò lo sguardo. Davanti a lui si innalzavano delle facciate in vetro, nelle quali si specchiavano il cielo, le

case e le auto. Era il suo posto di lavoro. L'assicurazione.

Ma non era possibile! Non si era accorto di aver preso quella strada. Si voltò e volle correre via. Poi si bloccò. E si girò di nuovo.

Infine oggi era domenica. Nessuno andava dentro o fuori, nessuno lavorava lì, l'intero edificio era vuoto. E lì c'era la porta secondaria, nessuno si sarebbe accorto se lui... Cercò a tentoni il suo mazzo di chiavi. No, che sciocchezza! Scosse la testa e decise in tutta chiarezza che non l'avrebbe fatto, che non sarebbe entrato lì in nessun caso.

La porta si aprì con fatica, con un lieve cigolio. Odorava di polvere, marciume, di sporca penombra. Chiuse la porta dietro di sé e andò all'ascensore; la cabina debolmente illuminata scese. Per l'agitazione si morse il labbro inferiore finché non sentì il sapore acuto del sangue. Premette il bottone per il decimo piano, la cabina si mise in movimento. Si appoggiò alla parete e inspirò profondamente.

La cabina si fermò e lui uscì. Guardò a destra e a sinistra e di nuovo a destra. Cercò a tentoni l'interruttore della luce, e un fioco bagliore elettrico si fermò in entrambe le direzioni del corridoio.

Chiuse la porta del suo ufficio. Tutto era al suo posto: il tavolo, i raccoglitori nello scaffale, le pile dei formulari, il telefono, il ritratto di Vetering ancora rivolto verso la parete. Una delle quattro pareti era completamente in vetro: in basso si poteva vedere il reticolo di strade su cui oscillavano i punti luminosi dei lampioni, dovevano essersi appena accesi. Le persone camminavano sul marciapiede, i fiocchi ondeggiavano dal cielo basso; se uno guardava a lungo verso l'alto sembrava che loro stessero immobili nell'aria e che egli stesso si muovesse in avanti. Si sedette e si spaventò quando lo schienale della sedia cedette sotto di lui; il fatto di avere ancora peso gli sembrò quasi innaturale. Alzò la cornetta del telefono, esitò, la ripose. Era così silenzioso che sentiva il rumore dei fiocchi che battevano contro il vetro. Prese il ricevitore e fece un numero a memoria. Suonò. Una volta, ancora una volta. Poi crepitò, e sentì una voce: "Si?"

Era Clara. Improvvisamente l'aria intorno a lui si era congelata, non riusciva a muoversi, non si era aspettato che fosse così spaventoso.

"Si?" ripeté lei. "Pronto!" Lei tacque. Lui aspettò; lei continuava a tacere; lui capì che lei era in ascolto. Sentì il battito del proprio cuore e il forte sibilo nella linea.

"Julian" disse lei "sei tu?"

Il tavolo sembrò indietreggiare davanti a lui, aprì la bocca, sapeva che avrebbe dovuto rispondere subito, prese aria, subito...! La sua mano si posò sulla forcella del telefono.

Per un momento rimase in ascolto del balbettio del segnale di occupato. Il tavolo si

trascinò lentamente attraverso la stanza. Vi appoggiò i gomiti e si massaggiò le tempie. Forse aveva capito male, forse lei non aveva detto il suo nome, forse... ma no, non era importante!!! Anche se lei lo avesse in qualche modo riconosciuto: era stata la telefonata di un fantasma, uno di quei segni privi di senso che i morti attraverso confini ancora visibili, che però un attimo dopo scompaiono. Lui era morto, solo questo contava.

Prese uno dei raccoglitori dallo scaffale, lo aprì, sfogliò tra le pagine scarabocchiate da molte scritte; così tanti destini, e ognuno di essi si considerava unico, ed erano tutti uguali. Chiuse il raccoglitore, prese la mira e lo gettò nel cestino della carta: nell'aria questo si aprì, toccò il vetro della finestra, cozzò contro lo spigolo di metallo del cestino, il cestino si rovesciò, palle di carta appallottolata rotolarono fuori, il raccoglitore cadde sul pavimento. Julian lo fissò come se avesse sconfitto un nemico.

Prese un foglio dalla pila dei formulari sul tavolo – non quello sopra a tutti gli altri, uno di quelli in mezzo, e lo tenne in controluce. Una filigrana intrecciata si illuminò, le scritte erano grandi e consapevoli e gli sembrava di conoscerle. Lo strappò attentamente, mise insieme le due metà e le strappò di nuovo, le mise insieme e le strappò, ancora tre volte, poi non funzionò più, troppa carta; fece un calcolo approssimativo, dovevano essere già sessantaquattro fogli. Come aumentavano velocemente i numeri abbandonati a loro stessi! Aprì le mani e fece piovere i pezzetti sul tavolo. Rise piano. Si chiese se fosse pazzo. Sentì dentro di sé un'allegria insensata, forte e luminosa, che riusciva a malapena a reprimere. Ma non era esattamente quello che facevano in tutte le storie? Facevano chiamate, carta distrutta, esercitavano il loro libero arbitrio di bambini sui viventi e poi scomparivano per sempre. Si alzò e uscì senza guardarsi intorno un'altra volta.

La luce si era spenta di nuovo. Mentre Julian si avvicinava alle porte dell'ascensore, la parete alla fine del corridoio indietreggiava davanti a lui; c'era qualcosa che non andava con la prospettiva. Passò velocemente davanti all'ufficio di Mahlhorn, la sua andatura aumentava ancora, sotto alla porta di Wöllner c'era un sottile fascio di luce. Andò ancora più veloce e raggiunse la porta dell'ascensore, la cabina era ancora ferma, entrò e premette il pulsante più in basso.

Uscì in strada. Si era levato il vento, le nuvole si estendevano passando velocemente e cambiando forma, un mezzo di sgombero lasciò una traccia di sale e ciottoli dietro di sé.

Sulla scala mobile che portava alla metropolitana stava quasi scivolando. Dal manifesto sopra il binario il viso di una donna lanciava occhiate: occhi oblungi, labbra vibranti, una ciocca di capelli rossi che si arricciava sulla sua fronte; involontariamente evitò il suo sguardo. Guardò nel nero del binario, già un treno prendeva forma: riflessi di luce

correvano lungo i tronchi delle rotaie, poi si delinearono i fanali e un vetro e il viso del conducente che sbadigliava. Julian salì.

Nel finestrino l'oscurità sfrecciava via, il pavimento vibrava sotto i suoi piedi, davanti a lui sedeva un ragazzino di circa dieci anni e lo osservava serio e curioso. Due vetri di occhiali rotondi ingrandivano i suoi occhi.

“Sta bene?”

“Sì” disse Julian “perché?”

Il ragazzino lo guardò con la bocca aperta e si scostò i capelli dal viso. “Dove ora?”

“Cosa?”

“Dove va.”

“Da mio padre” disse Julian.

“Bene” disse il ragazzino “molto bene!”

Julian voleva sapere cosa intendeva, ma il treno si era già fermato e lui dovette scendere. Una lunga scala mobile lo portò in strada. Una facciata grigia con un disegno di finestre chiare. Un poliziotto faceva segnali febbrili con una paletta. La porta d'entrata si aprì davanti a lui, nell'ingresso c'era l'odore pungente della pulizia chimica. L'uomo in portineria non badò a lui, due uomini in camicie bianco parlavano piano tra loro, infuriati. Salì lentamente le scale. I gradini erano bassi e consumati. Una signora anziana gli venne incontro in sandali e cappotto di spugna, rimase ferma in piedi e lo guardò vitrea. Lui evitò il suo sguardo e proseguì velocemente.

La scala finiva in un corridoio senza finestre, illuminato da lampade al neon bianche, una di esse era difettosa e si accendeva e spegneva continuamente con un debole scricchiolio. In un cestino della carta c'erano dei fazzoletti appallottolati. In un cartellone sotto alla scritta VACCINARSI AL MOMENTO GIUSTO era disegnato un animaletto con molte zampe. All'inizio non gli veniva in mente il numero della stanza; ma in quel momento emerse dal profondo della sua memoria: centosette. Rimase in piedi, mise la mano sulla maniglia, esitò. Da quanto non era stato lì? Strinse le spalle ed entrò.

Due letti, un armadio per i vestiti, un tavolo e due sedie di metallo. Un televisore in un supporto pendente attaccato al muro, un bicchiere d'acqua sul comodino. Anche un piatto con una fetta di torta piatta e una mela. Un letto era vuoto, nell'altro giaceva un uomo anziano.

Aveva la coperta tirata su fino al mento, stringeva le mani magre, quasi trasparenti sul lenzuolo. Il suo collo era rugoso, il suo mento coperto da minuscoli tagli, un segno che lo avevano rasato mani estranee. I suoi occhi si diressero per un momento verso Julian, ma



sembrarono vedere qualcos'altro o proprio nulla. Julian voleva prendere una sedia, tuttavia non lo fece.

“So” disse Julian “che non sono venuto qui per molto tempo. Non so perché. Volevo solo dirti che... vado.”

Aspettò. Ma non arrivò nessuna risposta; l'uomo anziano inspirò, un rumore debole e fischiante, le sue guance sembravano incavate, anche il suo naso sembrava più magro di prima. Come aveva potuto diventare così piccolo?

“Ti diranno che sono morto” disse Julian “ma non è vero. Faccio esattamente quello che hai fatto tu. Ma non lo faccio come te”.

Improvvisamente aveva sete. Il suo sguardo cadde sul bicchiere, e subito lo prese una nausea così forte che lui stesso si spaventò. Guardò il piatto con la torta e la mela; chi li aveva messi lì e perché? Julian cercò di ricordarsi dell'uomo che aveva visto andar via al mattino e ritornare la sera: della sua figura ampia e sempre un po' curva, dell'odore dell'acqua che aveva usato per radersi in bagno al mattino, della valigetta graffiata che nessuno poteva toccare, e di come la sua voce poteva diventare alta e tremolante quando urlava. Una volta Julian era andato a trovarlo in ufficio. Si era seduto dietro una scrivania con un telefono e molte carte, ed entrambi non avevano saputo cosa dire. Di tanto in tanto un foglio stampato si era staccato, era oscillato lentamente nell'aria ed era arrivato al pavimento senza un suono. Poi suo padre aveva sospirato, si era chinato e l'aveva sollevato. Dopo un'ora Julian era andato. Improvvisamente si sentiva ridicolo. Perché era lì?

“Perché sono qui?”

L'aveva detto a voce alta? Toccò confuso la mano di suo padre. Le dita non reagirono, non esercitarono alcuna pressione. Tuttavia successe qualcosa.

Suo padre aprì la bocca. La testa fece un piccolo movimento, Julian si chinò in avanti. Sentiva l'odore di biancheria del lenzuolo, l'odore delle medicine e di un corpo vecchio, le cui labbra si muovevano, le cui dita si chiudevano intorno alle sue. Julian sentì il respiro sulla guancia.

“...ora” lo sentì dire Julian “vero?”

“Cosa?”

“Non ora. Vero?”

Julian ritirò la mano. Gli occhi di suo padre si aprirono e si chiusero, la sua mano cercò invano la mano di Julian.

“Non ora” ripeté lui “vero? Non ancora!”

Julian andò alla porta. Non aveva senso, lui non lo riconosceva. Si girò ancora una volta: suo padre era di nuovo disteso tranquillo, senza guardare verso di lui, senza notarlo. La sua bocca era aperta, il suo sguardo concentrato era diretto verso il televisore spento. La sua mano destra era attaccata allo spigolo del letto, le sue dita sembravano lunghe e quasi belle. Julian chiuse piano la porta dietro di sé. Guardò le luci difettose. Per un paio di secondi il loro tremolio riempì interamente la sua coscienza: la realtà divenne meno nitida; strinse i pugni, non ancora, ancora non voleva che finisse, non ora...! Cercò a tentoni la parete accanto a lui, già il corridoio prendeva di nuovo forma, e lui si vedeva scendere le scale, oltre i due dottori e il portiere, in strada. La neve gli arrivava fin quasi alle ginocchia. Sulla carreggiata c'era un ingorgo di macchine, sentiva grida rabbiose, un cane si scosse, dal suo pelo turbinò del bianco. Quando Julian si girò la facciata dell'ospedale già non si scorgeva più, era entrata nella fila delle altre case e non si distingueva più da esse.

Il passaporto! Doveva riflettere. Anni fa aveva visto un film al cui eroe serviva una carta d'identità falsa e per questo era andato in un locale notturno. Aveva dato di nascosto un paio di banconote al proprietario, con sovrana fiducia; questo aveva annuito, e nella scena successiva c'era già un nuovo passaporto, con tutti i timbri necessari e una foto appena poco nitida. Naturalmente nella realtà non era così facile.

E se invece lo fosse stato? Julian alzò la mano, e nello stesso momento – o se possibile persino prima, come se il suo movimento fosse stato solo una reazione a ciò – un taxi si fermò davanti a lui. Aprì la porta e si sedette nel sedile. Il conducente si voltò. Aveva un viso tondo, labbra grosse e la barba. “Che dice del tempo?” urlò. “In ottobre!”

“Lei?”

Il conducente lo fissò.

“Oggi Lei mi ha già portato!”

“Porto molte persone.”

“Però non due volte...”

“Dove vuole andare?”

“Intendo, non trova strano...”

“Dove vuole andare?”

Julian rifletté. Gli era venuto caldo e sentì che era diventato rosso. “Conosce un locale notturno nei dintorni?”

“Un cosa?”

Julian deglutì. “Un luogo dove si può bere qualcosa e...ci sono persone e...se uno ha

bisogno di qualcosa...” Il conducente sogghignò. “No, intendo, quando!” Si strofinò la fronte. “Già capito!” disse il conducente. Per un lungo momento il suo ghigno rimase nello specchietto retrovisore, poi tolse la freccia e partì. Julian si appoggiò all’indietro, chiuse gli occhi, sentì l’auto che frenava, partiva, frenava di nuovo, faceva una curva e si fermava.

“Ecco” disse il conducente.

Julian aprì gli occhi. “Cosa?”

Il conducente tolse lentamente la sigaretta dalla bocca. Julian non aveva notato che l’aveva accesa. Tolle la cenere dal sedile del passeggero. “Siamo qui!”

“Per questo non avrei avuto bisogno di un taxi!”

“Affari suoi.” Il conducente appoggiò la testa all’indietro e soffiò il fumo al soffitto. Julian pagò, scese e aspettò. Passò un attimo prima che sentisse l’auto allontanarsi dietro di sé.

Un muro di mattoni spoglio, le cui fessure si erano già riempite di neve, con una piccola porta. Mentre Julian si avvicinava ad esso, si chiese se fosse stato vittima di uno scherzo. Non si vedeva nessuno, il muro sembrava vecchio e storto; improvvisamente un uomo si mise sulla sua strada. Era deforme e ben piazzato, e dal colletto e dai polsini fuoriusciva una pelliccia di capelli neri. “Vorrei andare dal capo - disse Julian - dal dirigente. Grazie.”

L’uomo sembrò riflettere. Poi annuì, si girò e aprì la porta, Julian lo seguì. Scesero per una scala ripida, poi passarono per un corridoio. Dei graffiti coprivano le pareti come una scritta straniera. Julian sentì la batteria, che diventava più rumorosa ad ogni passo. Una porta si spalancò, e il rumore lo colpì con tutta la sua forza.

Istintivamente si tappò le orecchie; ci vollero un paio di secondi prima che potesse proseguire. La sua guida era già scomparsa nella moltitudine, i cui movimenti frammentavano la luce tremolante in momenti nettamente divisi tra loro, cercò di raggiungerlo, ma era difficile, c’era qualcosa nel tempo in sé che si opponeva a lui; una resistenza continua che lui doveva sopraffare. Non riusciva a capire quanto era grande la stanza, un fumo denso avvolgeva i riflettori, vedeva visi pallidi, bocche aperte, labbra che parevano sagomate da un coltello, sopra la batteria fluttuava un fischiello il cui volume aumentava e diminuiva, un fischiello che gli perforava le orecchie, faceva fatica ad inspirare, un gomito urtò contro il suo petto, un odore inebriante di sudore, urtò contro una donna, voleva scusarsi, ma lei non gli prestò attenzione, qualcosa gli toccò il collo, qualcosa di molle e delicato come una pianta rampicante, e per un momento si sentì

completamente circondato dall'acqua, da un freddo silenzio, simile a ogni particolare rimbombo, e sentì che affondava e affondava sempre più in profondità...

Era già passato. E di nuovo i visi truccati, sui quali il sudore dissolveva i colori; scivolò in una pozzanghera di vomito, una donna secca alzò le braccia sopra alla testa e si girò su se stessa, nessuno sembrò notarla, un uomo era steso in un angolo; ubriaco, pensò Julian, poi notò il sangue, o forse era solo la luce rossa, girò velocemente lo sguardo da un'altra parte. Non aveva ancora raggiunto la sua guida, sempre più corpi si spingevano l'uno con l'altro, il fumo si fece più denso, inciampò in avanti e sentì la parete contro i palmi delle mani, e accanto a lui c'era una porta aperta, e la sua guida era vicino ad essa e gli faceva segno che doveva entrare. Julian esitò. Poi sentì una spinta, la porta si chiuse e con un colpo lo separò dal rumore.

Si strofinò gli occhi. La stanza era oscurata, i rumori c'erano ancora, solo erano più attutiti, come se si sentissero da lontano. Socchiuse gli occhi, e gradualmente si profilò una scrivania, dietro alla quale sedeva un uomo dalla testa lucida, piegato in avanti, appoggiato sui gomiti. Le lenti dei suoi occhiali luccicavano debolmente.

“Wöllner?”

“Come prego?”

“Lei è...Voglio dire, Lei assomiglia a... No, mi scusi, naturalmente no!” Julian si strofinò la fronte, i suoi occhiali erano appannati.

“Potrei avere un bicchiere d'acqua?”

“Al momento no.”

Julian si tolse gli occhiali e cercò di pulirli con un lembo della giacca.

“Mi può dire cosa vuole da me?”

“Un...” Julian si schiarì la gola. “Un passaporto.”

“Ah.”

Julian lo fissò. La somiglianza era impressionante; ma forse si sbagliava, la luce era pessima. Si mise gli occhiali, erano più sporchi di prima. L'uomo si appoggiò all'indietro e incrociò le braccia. “E ti lasci tutto alle spalle?”

“Cosa?”

“Ho detto: Lei si fida della sua buona stella! Come è arrivato a me?”

Julian voleva dire qualcosa del tassista, ma lasciò perdere. “Pago per questo! So che Lei può aiutarmi.”

“Credi veramente che poi sarai libero, Julian?”

“Cosa?”

“Ho detto, devo veramente chiamare la polizia.”

Dietro alla scrivania si delinè un secondo tavolo, per un secondo Julian credette che lì sedeva qualcun altro, poi capì che era solo uno specchio. “Se vuole un consiglio, mio caro, questo non è per Lei. Non siete l’uomo giusto.”

“Ma io...” Julian represses un attacco di tosse. “Io pago!”

Wöllner tacque. Julian si guardò intorno turbato. La vista di uno specchio con così poca luce era inquietante; involontariamente si chiese cosa esso voleva far vedere, visto che era tutto scuro, ma il pensiero gli sembrò così spaventoso che lo spinse via da sé. Wöllner annuì. Aprì un cassetto, tirò fuori qualcosa e lo gettò sul tavolo. “Qui!”

“Che cos’è?”

“Un passaporto naturalmente. Lo prenda e vada, prima che rifletta! Può tenere i Suoi soldi. Tuttavia le consiglio di non farlo.”

“Ma...” Julian tese la mano. Era veramente un passaporto: piccolo e rossastro con stampato il semicerchio di uno stemma.

“Non lo apra!”

Julian alzò lo sguardo. Le lenti degli occhiali di Wöllner mandavano lampi.

“Capisce?”

Julian annuì.

“Ora sparisca!”

“Sparire” disse Julian piano. Per un paio di secondi si guardarono. Wöllner sorrise e fece un veloce movimento con la mano, Julian indietreggiò, e la porta si chiuse davanti a lui. Di nuovo i colpi, di nuovo il tremolio; il fumo avvolgeva i mutevoli colori dei riflettori. Julian si spinse in avanti, attraverso il fumo denso e le esalazioni dei corpi, il malessere in lui aumentava, si spinse ancora più avanti, spinse qualcuno da parte, assestò un colpo a un altro, raggiunse il corridoio, i graffiti tremolavano davanti ai suoi occhi, salì le scale, spalancò la porta, uscì in strada. Nel freddo e nella neve cadente.

La cosa che avrebbe voluto di più sarebbe stato sedersi, ma non ne aveva il tempo, doveva andarsene da lì. Aveva ancora il passaporto in mano; lo ficcò nella tasca della giacca e proseguì, una macchina passò sopra una pozzanghera, dell’acqua schizzò, sentì il bagnato sulle gambe dei calzoni. Un mezzo di sgombero passò oltre strisciando pigramente. Una donna si appoggiò ad un muro. Aveva una gonna corta, capelli tinti di rosso che le si gonfiavano sulle spalle, una giacca in cuoio corta. Doveva avere freddo. Se si rivolge a me, pensò improvvisamente, vado con lei! Si avvicinò, lei gettò un’occhiata nella sua direzione, ma sembrò che stesse vedendo attraverso di lui, come se fosse

invisibile. Nel passarle accanto sentì il suo profumo, un aroma di chimica a basso costo, e quando notò come la luce giocava con i suoi capelli, la desiderò in modo così intenso che gli si bloccò il respiro. Si girò, ma lei non era già più lì; il marciapiede era vuoto.

Abbassò la testa e attraversò la strada, non faceva più attenzione a dove stava andando. Evitò un uomo che stava quasi per urtare, e calpestò il bianco di una striscia pedonale; un'auto voleva partire, ma le ruote slittavano, i tergicristalli guizzavano qua e là senza dare alcun aiuto. Julian rimase lì in piedi e alzò la testa. Non lo sorprese il fatto che dall'altra parte della strada ci fosse già la stazione. Sopra l'entrata erano appese le cifre digitali verdi di un orologio: ancora più di un'ora prima che partissero i treni notturni. Dietro di lui c'era una caffetteria debolmente illuminata, una porta in vetro appannata, non molto pulita. La aprì ed entrò.

Due imitazioni economiche di lampadari di cristallo, uno stagnante fumo di sigaretta nell'aria, alle pareti erano incollati dei vecchi manifesti con attori che sorridevano vanitosi, turbanti e corone, coperti dal nero seppia dei muri scoloriti. Sopra ad un mobile c'era un televisore acceso senza volume. Julian si tolse la giacca e si sedette. Solo pochi tavoli erano occupati: la gente sfogliava i giornali o fissava dritto davanti a sé, una cameriera andava avanti e indietro e lanciava occhiate intorno a sé cercando con lo sguardo. Julian alzò la mano, lei non se ne curò. Un uomo ossuto con un viso lungo alzò la mano nel tavolo accanto, subito lei gli fu accanto, lui mormorò un'ordinazione, lei annuì e si affrettò. "Scusi!" chiamò Julian.

Poi più forte: "Scusi!". L'uomo ossuto gettò un'occhiata irritata intorno a sé, la cameriera tornò indietro e appoggiò qualcosa sul suo tavolo; Julian si piegò in avanti e vide che era un piatto con una fetta di torta bassa, trasparente e che pareva finta; pensò a dove aveva già visto quella torta. La cameriera andò nuovamente verso la porta della cucina. Julian alzò la mano, la chiuse a pugno e batté sul tavolo con tutta la sua forza. La cameriera scomparve in cucina. L'uomo ossuto girò lentamente la testa e guardò in direzione di Julian con la fronte aggrottata, come se qualcosa gli disturbasse la vista. Davanti alla finestra passò un cieco con un cane, inciampò in un cumulo di neve e riprese l'equilibrio; Julian lo guardò un attimo, finché capì che qualcosa non andava nell'animale. Era un grosso cane pastore con il pelo setoso, orecchie in posizione vigile, occhi piccoli e concentrati. Ma non era all'altezza del compito: non stava su una linea dritta e non evitava gli ostacoli, il suo proprietario sfiorò un lampione, batté contro un idrante e inciampò quando improvvisamente il cane lo tirò dal marciapiede alla strada. Un'auto frenò cigolando, il cane saltò indietro, il cieco andò sul marciapiede, il cane lo tirò via da

lì, nella direzione da cui erano venuti, e scomparvero nello spazio nero tra due case.

Julian si voltò e rimase pietrificato dallo spavento. Mahlhorn camminava lentamente lungo la stanza.

Era proprio lui: il suo mento a punta, la sua treccia, il suo labbro inferiore che altezzoso sporgeva in avanti. Julian represses l'impulso di chinarsi o di mettersi le mani davanti al viso, era troppo tardi. Mahlhorn si avvicinò, si grattò il naso, alzò e abbassò le spalle, come faceva sempre, aprì la porta e uscì. Passò davanti alla finestra, guardò a destra e a sinistra, i suoi capelli erano già coperti dalla neve. Rimase in piedi, strofinò la scarpa sul cantone del cordolo, andò oltre e scomparve dal campo visivo di Julian.

Julian si prese la testa fra le mani. Il polso gli correva all'impazzata. Ora in televisione si vedeva un moderatore che brandiva un microfono e muoveva le labbra molto velocemente. L'immagine cambiò, un prete sedeva su un divano annuendo cortesemente, accanto a lui un ragazzo giovane con gli occhiali tondi che si appoggiava all'indietro, accavallava le gambe e teneva una sigaretta tra il pollice e l'indice. Il prete gesticolava, ad ogni movimento brillava un anello sulla sua mano sinistra; il ragazzo rispondeva, il prete scuoteva la testa, il moderatore entrava nuovamente nell'immagine e faceva dei goffi passi di danza.

“Posso avere un caffè?” gridò Julian. Nessuno si girò, la cameriera non si vedeva. Il televisore mostrava un primo piano del ragazzo; nelle lenti dei suoi occhiali si specchiavano i riflettori e rendevano i suoi occhi invisibili. Julian si alzò, indossò la giacca e uscì.

Guardò in alto. Verso i contorni della stazione, le scritte pubblicitarie, i vetri luccicanti delle finestre. Allargò lentamente le braccia. Inspirò e prese aria. Poi chiuse gli occhi e se ne andò.

Le auto gli sfrecciavano accanto; percepiva come si lanciavano verso di lui e gli passavano vicino velocemente, non sentiva nessun clacson e nessun freno. Proseguì, un ultimo sfrecciare avanti e indietro, aveva raggiunto l'altro lato. Si mise le mani sul petto. Il suo battito non era più veloce. Si tirò giù il colletto. Inspirò. Un paio di secondi dopo si mise di nuovo in ascolto, come se dovesse imprimersi il rumore della strada.

Nella sala d'aspetto della stazione c'erano solo alcune persone. Sul tabellone vide che il suo treno sarebbe partito venti minuti dopo. Comprò un biglietto ad una macchinetta automatica con lo schermo lampeggiante, molti bottoni e diverse scritte con le quali riuscì a malapena a venirne a capo. Era caro, ma era anche un'altra tratta.

Sentiva i suoi passi molto rumorosi. Ma nessuno, né l'ubriaco nell'angolo, né l'uomo con

le tre borse da viaggio, di cui una cadeva continuamente sul pavimento, né la donna con il cappotto nero di pelliccia, girò la testa quando lui passò. Una scala mobile lo trasportò sulla banchina. Binario tre. Partire per un viaggio senza bagaglio era una sensazione strana. Avrebbe dovuto fare spese, ma ora era troppo tardi. Come aveva sprecato veramente la giornata? Davanti a lui c'era un uomo con un'impermeabile zuppo che lanciava occhiate, completamente piegato in avanti, con le mani sollevate in alto sopra le rotaie. Julian rifletté un momento. Poi gli toccò la spalla.

Paul si voltò di scatto. Lanciò un'occhiata a Julian stringendo gli occhi, spaventato, come se qualcosa lo accecase.

“Perché sei qui?” chiese Julian.

“Sai bene che non sono veramente io. O continui a non capire?”

Paul affondò la mano nella tasca del cappotto. “Ho pensato che tu avresti preso questo treno. E ho pensato che avresti avuto ancora bisogno di soldi. Hai un passaporto?”

“Per così dire.”

“Ce l'hai o non ce l'hai?”

Julian esitò. “Ce l'ho.”

“Posso vederlo?”

“Meglio di no.”

Paul lo scrutò. Di nuovo Julian percepì la forza del suo sguardo; involontariamente abbassò gli occhi. Paul annuì, mise la mano in tasca e tirò fuori un fascio di banconote. Julian lo prese e lo intascò.

“Ero da papà” disse, “Non mi ha nemmeno riconosciuto.”

“Come dovrebbe chiamarsi?”

“Prego?”

“Non so cosa vuoi dire con questo!”

“Volevo...”. La voce di donna dall'altoparlante lo sovrastò. “Non volevo dire proprio niente” urlò “io...” In quel momento sentì già la corrente d'aria del treno che si avvicinava, si delinearono i contorni di una locomotiva. “Volevo...” cominciò di nuovo, ma c'era troppo rumore, il treno frenò, emise un lungo fischio, e si fermò. E si aprirono le porte.

“Non ci vedremo più” disse Paul. “Lo sai?”

“Lo so.”

“Hai qualcosa davanti a te.”

“Sì”, disse Julian, “probabilmente ce l'ho.”



Si guardarono. Le persone salivano e scendevano, le valigie venivano trascinate, la voce dall'altoparlante disse qualcosa di incomprensibile, un uomo in uniforme fece un gesto a qualcuno.

Julian voleva dire qualcos'altro. Ma poi capì che non era necessario. Paul alzò lentamente entrambe le mani. Julian annuì. Poi si voltò e salì.

## VI

La locomotiva emise un fischio e Julian si spaventò. La sua immagine lo guardava tormentata dal finestrino, pallido e non rasato, con i capelli arruffati. Dietro di lui una piatta oscurità: nessuna luce in cielo, nessuna luce in basso. Il vagone era quasi vuoto. Solo una vecchia signora, un ragazzo che dormiva, un uomo curvo e rugoso che fissava davanti a sé. Dall'altra parte del finestrino oscillava un'immagine chiara dell'interno del vagone, con tutti i sedili, tutte le persone, perfino con il simbolo del divieto di fumo sul vetro. Anche lui stesso: solo i suoi occhi non riusciva a distinguerli chiaramente, vedeva il bianco dentro, l'iride, le venature quasi bluastre, ma non le pupille. Le leggi dell'ottica, pensò, e gli venne in mente che su quell'argomento Vetering aveva scritto tre trattati, che lui aveva sempre evitato di leggere.

Dietro di lui si aprirono le porte del vagone, udì lo strepito del carrello, poi un uomo grasso si spinse all'interno. Ci volle un po' prima che riuscisse a sollevare la sua valigia dal ripiano bagagli: ansimava rumorosamente, aveva la fronte imperlata di sudore. Julian rifletté sul fatto di offrirgli aiuto, ma alla fine ci riuscì e sprofondò in un sedile respirando pesantemente. Il suo petto si alzava e si abbassava, la sua bocca era ben aperta.

Julian chiuse gli occhi. Cercava di immaginarsi il paesaggio che stavano attraversando: colline e pianure, paesetti senza luce, boschi nei quali l'intreccio dei rami manteneva l'oscurità. Sentì di nuovo il rumore della porta, il battere dei vetri, passi; aprì gli occhi, era il controllore. Era alto e secco, il berretto gli stava rigido, e prima che Julian potesse tirar fuori ancora il suo biglietto, era passato oltre. Verso l'uomo curvo che teneva un biglietto sollevato in alto, verso la signora che dovette frugarsi a lungo in tasca, verso il ragazzo che era impallidito e che subito voleva dire qualcosa, quando il grassone tirò fuori il portafoglio e gli comprò un biglietto. Il controllore annuì e andò avanti, Julian lo fissò seguendolo con lo sguardo e infilò di nuovo il suo biglietto in tasca. Appoggiò la testa sul vetro, guardò negli occhi la sua immagine riflessa, nell'immagine fantasma del vagone, e osservò come la donna chiudeva gli occhi, come il curvo si irrigidiva di nuovo e come il ragazzo parlava con l'uomo a bassa voce. Questo sorrideva e si tirava indietro i capelli, il giovane scosse la testa, il grassone incrociò le mani sullo stomaco. Dietro a loro si disegnò l'orizzonte, secco come una linea fatta a matita. Il primo segno che presto sarebbe stato chiaro.

Julian sbadigliò, gli vennero le lacrime agli occhi. Sapeva che c'era qualcosa di cui avrebbe dovuto ricordarsi, qualcosa di importante. Si concentrò ma non gli venne in

mente. Ora tutti dormivano: al giovane era sprofondata la testa nel petto, il grassone si era allungato obliquamente lungo tre sedili, le mani tumide ricadevano sul pavimento e russava con la bocca aperta. Julian chiuse e riaprì gli occhi, e forse aveva dormito anche lui, perché i colori della sua immagine riflessa erano cambiati, le montagne in lontananza erano più nitide, sotto si estendevano dei prati incolori, e prima del cielo si vedeva la curva regolare del filo metallico che saliva, scendeva, saliva, tirato verso il basso dal suo peso e di nuovo tirato verso l'alto dagli alberi che dal terreno crescevano velocemente e ritmicamente. Dei fiocchi di neve volteggiavano in direzione obliqua, ora emergevano delle case, storte e con gli infissi vuoti, chiaramente disabitate. Su un comignolo erano attaccati i resti di un nido di uccelli. Cocci di vetro si innalzavano dalle finestre cave, una parete posteriore era già ridotta in calcinacci biancastri; prima che potesse vedere bene, erano già scomparsi. Il cielo si riempì di una luce pallida.

Julian si alzò; le sue spalle erano così rigide che dovette reprimere un grido di dolore. Nessuno gli lanciò un'occhiata quando uscì, sulla soglia verso il vagone successivo lo colpì un soffio d'aria gelida, digrignò i denti e passò oltre la fessura cigolante. Spalancò la porta che conduceva al vagone successivo ed entrò nella toilette.

Lo specchio era appannato e sporco, ci volle un po' perché l'acqua cominciasse a scorrere; si lavò il viso e le mani. Aveva sete, ma un cartello avvertiva che lì non si poteva bere. Si inumidì i capelli e li pettinò all'indietro appiattendoli. Quando andò di nuovo in corridoio c'erano due uomini davanti a lui. Erano alti, vestiti di nero e indossavano la stessa cravatta rossa. "Ci dai i soldi?" chiese uno di loro. Julian annuì, infilò le mani in tasca e tirò fuori un paio di banconote. Aveva la gola stretta. Si chiese se stava succedendo veramente o se fosse ancora seduto al suo posto e sognasse soltanto tutto ciò.

"No" disse l'altro ad alta voce. "Tutto, prego. È necessario. Sì?"

"Sì" disse Julian, quasi sollevato, perché questa gli sembrò la prova che non poteva essere vero. Tirò fuori le banconote rimanenti, tutte, e le mise sulla mano che si tendeva verso di lui.

"E il passaporto?"

Julian annuì e gli diede il passaporto.

"Molte grazie!". L'uomo aveva denti grandi e bianchissimi e un neo rotondo sulla fronte. Intascò il passaporto con cautela. L'altro si passò una mano sui capelli legati in una treccia e disse anche lui: "Grazie!" Suonò così amichevole che Julian fu totalmente sorpreso quando partì un pugno contro di lui. Prima che potesse piegarsi o alzare le

braccia, i suoi occhiali volarono via, si sentì cadere, la sua schiena batté contro la parete. Per un momento il tempo si fermò. Poi comparve – prima quasi lieve, poi sempre più forte - un dolore martellante.

Vide come i due uomini bighellonavano senza fretta nel corridoio e si puntellavano sulle pareti, uno a destra e uno a sinistra. Il controllore entrò da uno scompartimento, si sistemò il berretto e salutò, entrambi risposero al saluto, aprirono la porta verso il vagone successivo, scomparvero. Il controllore disse loro qualcosa e tornò nel suo scompartimento. Julian voleva chiamarlo ma la sua voce non gli ubbidiva.

Sputò, sentì il sapore del sangue. Si tastò il mento: anche lì c'era sangue, lo tolse via con la manica. Il dolore gli sbatteva sulla fronte, sulla guancia destra, sul naso. Ma il naso non era rotto, e anche i denti, li tastò con cautela, erano ancora tutti lì. Lentamente si alzò.

Esaminò gli occhiali: sulla lente destra si estendeva una lieve incrinatura. Il pavimento sotto ai suoi piedi sembrava cedevole, i suoi capelli erano ancora umidi. Voleva vedere la sua immagine nel finestrino, ma era troppo chiaro. Cercò a tentoni la maniglia della porta, inciampò nel gelido passaggio, attraversò la seconda porta, quella si bloccò, ma lui la spalancò, ritornò al suo posto.

L'uomo grasso e il giovane non erano più lì. Il vecchio continuava a star seduto rigido, la donna aveva spinto la borsetta tra la sua testa e il finestrino e dormiva. Julian si sedette e appoggiò la testa al vetro. Questo si appannò per il suo respiro, subito il paesaggio, il terreno ondulato, l'erba, lo spazio vuoto fino alle montagne, si riempirono di nebbia; pulì il vetro. Gli faceva male la testa. Doveva fare qualcosa, entrambi erano ancora sul treno, doveva allarmare il controllore, questo doveva allarmare la polizia... Ma no, non poteva. Lui non c'era più, nessuno poteva aiutarlo. *Non è per lei.* Chi l'aveva detto? Gemette piano. Non si mosse e chiuse gli occhi, solo per un momento. Si riprese perché il treno si era fermato. Erano per strada, non si vedeva nessuna stazione, in un paio di punti nel bianco si delineavano ancora lunghi fili d'erba, presto sarebbero stati completamente coperti. Doveva fare qualcosa: ora o mai più, potevano usare quel momento per scappare! Si fece coraggio, la donna gli lanciò un'occhiata sorpresa oltre la sua borsetta; andò verso la porta, la scosse, si puntò contro di essa, improvvisamente questa cedette, lui inciampò fuori e agitò le braccia cercando l'equilibrio.

Improvvisamente il freddo lo aggredì. Il vento lo colpì gelido in viso, istintivamente si afferrò il collo, ma naturalmente non aveva una sciarpa che avrebbe potuto stringere. Socchiuse gli occhi, era impossibile distinguere qualcosa nella bufera di neve. Ma non sembrava che qualcuno avesse lasciato il treno. Ora doveva veramente cercare il

controllore! E mentre pensava questo sentì una scossa nel pavimento, sentì uno scricchiolio dietro di sé, si girò. Il treno si era messo in movimento. La porta aperta era già fuori portata, un secondo e un terzo vagone partirono, voleva saltar su, scivolò e sarebbe quasi andato sotto le ruote, sotto a un finestrino un viso lo fissava, una bocca e due grandi occhi, di più non poté vedere. L'ultimo vagone. Fece un ultimo tentativo, saltò su una pedana, tenne stretta la maniglia della porta, scivolò e cadde lungo disteso. Il fanale di coda passò davanti a lui: un triangolo che si restringeva, diventava di colore rossiccio, si riduceva a un singolo punto, scompariva. Julian lo fissò seguendolo con lo sguardo, attraverso la neve e le nuvole di vapore del suo respiro. Si alzò e diede dei colpetti ai suoi vestiti. Improvvisamente si sentì ancora soltanto stanco.

Lentamente se ne andò. Con prudenza, mettendo un piede davanti all'altro, nel mezzo delle rotaie. Sentì come la neve diventava più profonda, si oppose al vento e socchiuse gli occhi, dopo un po' quasi non sentiva più le stilette dei fiocchi. Non si doveva, seguendo le rotaie, alla fine raggiungere una stazione, una città, un qualcosa? Gli si appannarono gli occhiali, li pulì, si appannarono di nuovo. Improvvisamente riuscì a malapena a ricordarsi come era arrivato lì; tutto ciò che apparteneva al passato era diventato confuso, quasi incomprensibile. Si girò, ma le sue tracce erano già coperte. In lontananza si delineavano delle colline, tuttavia non si distingueva dove finivano e dove cominciava il cielo, non c'era più alcun orizzonte, solo un bianco tempestoso. Spinse le spalle in avanti per opporre meno resistenza possibile; là scivolò e ricadde, il pietrisco gli lacerò i palmi delle mani, voleva alzarsi, ma la neve lo teneva stretto. Si appoggiò sui gomiti e cercò di pulirsi il viso. Si puntò verso l'alto, si alzò in piedi, i palmi gli sanguinavano ed erano insensibili per il freddo. Non riusciva a ricordarsi se avesse mai visto così tanta neve. Cinque o sei anni prima forse, al funerale di papà; erano rimasti lì in ginocchio e il prete, disse improvvisamente tra sé, sembrava pallido e congelato. Batteva continuamente le mani per liberarle dal freddo; il vento era così rumoroso che non sentiva il suono del suo battito. Camminò più veloce, rischiando di cadere, già dopo un paio di passi era troppo sfinito. Accanto ai binari c'era un frigorifero, gettato via, annerito dalla ruggine, la porta completamente aperta. Rimase lì in piedi fermo. Infossò la testa nella nuca, aprì la bocca e sentì il freddo che si posava soffice sulle sue ciglia, sulle sue labbra, sulla sua lingua. Sentiva la tempesta, ma se si concentrava, il rumore si dileguava. Rimase in ascolto. Ora era silenzioso.

Sentiva sé stesso ispirare espirare ed ispirare. Tuttavia quando faceva attenzione anche il suo respiro si fermava; come se avesse trattenuto l'aria o non ci fosse più aria. Solo il

presente che taceva, la neve. E ad un tratto anch'essa era solo un disturbo al suo sguardo, simile alla luce danzante al confine tra l'acqua e l'aria, in alto sopra di lui. Seegras e la sua pianta rampicante, che si era posata dolcemente attorno alle sue spalle, steli secchi, nei quali il torrente giocava. E poi? Essere coscienti e combattere, su in superficie, forse una settimana in ospedale, poi tornare a casa; se solo lo si voleva, sarebbe stato come prima. La domanda sembrava posta seriamente, ce l'aveva in mano, per un breve interminabile momento, come se qualcosa, un movimento del suo corpo o anche solo un moto della sua volontà, turbasse il tutto. Sentì come una realtà veniva spinta in un'altra e si ritraeva, e poi c'erano di nuovo le rotaie e la neve che soffiava in onde sempre più spesse.

Aveva capito. Prese i suoi occhiali appannati e li piegò. Per un momento li pesò sulla mano, li girò tra le sue dita rigide. Poi li scaraventò via da sé. Li vide raggrinzirsi, affondare e scomparire nella bufera di neve; non vedeva più dove erano caduti. Proseguiva camminando faticosamente, non cercava più di proteggersi dal vento. Affondò le mani nelle tasche, strinse gli occhi e non fu sorpreso quando un'ombra nel bianco divenne la pensilina di una stazione. Nessun cambio o incrocio, solo una linea di binari. Una piattaforma sotto una tettoia storta. Due lampioni, una piccola casa con le finestre buie, davanti una panca la cui spalliera era rotta. C'era anche l'insegna di una stazione, tuttavia la scritta, solo poche lettere, lui non riusciva a leggerla.

Saltò sulla banchina, andò verso la panca e si sedette. Ora non aveva più alcun dolore. Il vento doveva essersi placato, anche quello lo sentiva ancora a malapena. *Hai qualcosa davanti a te. Chi l'aveva detto?*

Gettò un'occhiata, la scritta davanti a lui oscillava, la sua ombra si muoveva lentamente avanti e indietro. Doveva pensare a Clara, a sua madre, a Paul, che non vedeva da mesi. Persino ad Andrea. Tutti loro non gli sembravano più credibili, era difficile tenere ferma la loro immagine. E per un momento pensò a Vetering, all'uomo piccolo con la luna storta, del quale nessuno avrebbe immaginato quante cose lui aveva saputo. Come aveva potuto accadere tutto così velocemente? Così sfuggevolmente veloce.

Ora la vista era migliore: le rotaie correvano lungo la banchina, si estendevano in lontananza, si rimpicciolivano in un punto verso nord. Lì c'erano più colline; tendevano l'una verso l'altra, si muovevano, crescevano fino a diventare montagne. A est di esse c'era una linea sottile, parallela all'orizzonte, il passaggio di un piede o anche una costa. Si piegò in avanti e gettò un'occhiata lì in lontananza. Provava curiosità. Dietro di sé sentì lo scricchiolare di una porta, si girò, dal buio della casa del cantoniere era uscito un

uomo. Aveva spalle ampie, un viso tondo e la barba, e Julian ebbe la sensazione di averlo già visto. Da molto o da non molto tempo, non aveva alcuna importanza.

“Posso aiutarla?”

“No” disse Julian. “Ora non più.”

“Il treno arriva subito.”

Julian osservò le sue mani. Poi gettò un'occhiata a lui: i fiocchi cadevano dal cielo, tanti, innumerevoli, il bianco sembrava impeccabile. Per un momento, ancora per abitudine, si meravigliò di non congelare. Annuì. E improvvisamente dovette sorridere.

“Lo so”.